

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Foto: Phillip Rohner

Eine kämpferische Biobäuerin aus Ecuador

Biolandbau: Luxus oder Überlebensstrategie?

Tina Goethe. [Seiten 3 und 4](#)

Biolandbau, Eigenständigkeit und Irrwege der Zertifizierung.

Johann Züblin. [Seite 5](#)

Bioprodukte verkaufen oder Biolandbau umsetzen?

Hans-Georg Kessler. [Seite 8](#)

Den ökologischen Landbau zukunftsfähig gestalten.

Hardy Vogtmann. [Seite 10](#)

Interna. Würde Werte Wandel.

Martin Köchli. [Seite 13](#)

Buchbesprechungen.

Jakob Weiss. [Seite 14](#)

Schwein gehabt – aber richtig!

Hermann Pennwieser. [Seite 16](#)

Warum Wasser für Land und Landwirtschaft wegweisend ist.

Wilhelm Rippl. [Seite 18](#)

Verantwortung – eine kurze Krankheitsdiagnose.

Jakob Weiss. [Seite 22](#)

Haben unsere Kühe denn überhaupt noch Hörner?

Simone König. [Seite 23](#)

«Kultur und Politik» im Kultur- und Medienwandel



Nikola Patzel

Foto: zvg

Geht diese Zeitschrift darauf zu, ein Fossil fürs kulturhistorische Museum zu werden? Oder wird sie im Kultur- und Medienwandel überleben? Ehrlich gesagt: wir wissen es nicht. Aber die Natur kennt alles: evolutionäre Sackgassen, komplettes Gleichbleiben, fortlaufende Entwicklungen und schnelle Verwandlungen.

Zum evolutionären Umfeld von «Kultur und Politik» gehört der gegenwärtige Medienwandel. Das Informationsbedürfnis von immer mehr Menschen wendet sich im Internet grossen werbefinanzierten Nachrichtenportalen und sozialen Netzwerken zu. Besondere Bedürfnisse werden zum Teil durch spezielle Internet-Angebote und Rundbriefe befriedigt, die aufgrund ideeller oder wirtschaftlicher Interessen von ihren Anbietern finanziert werden.

Noch immer beziehen ein Achtel aller biobäuerlichen Schweizer Haushalte sowie weitere an Landbau interessierte Menschen dieses sorgfältig bedruckte Papier hier. Doch unsere angestammte Leserschaft erodiert langsam, wie bei fast allen Druckmedien. Von den Neuabonnenten bleiben erfreulicherweise mehr, als bald wieder gehen, dennoch ist die Fluktuation recht hoch. Die Zahlen gehen in sanften Wellen abwärts, die Existenz der Zeitschrift ist grundsätzlich, aber noch nicht akut bedroht. Aus diesen Gründen diskutieren Vorstand und Redaktionsgruppe intensiv, ob wir uns ändern sollten, und mit der Leserumfrage auf S. 27 möchten wir Sie in diese Fragen einbeziehen.

Worum es uns geht: «Kultur und Politik» ist ein Forum für nachhaltigen Biolandbau. Den Autor(inn)en geht es um einen guten Zustand des lebensnotwendigen Landbaus: jetzt und mehr noch in Zukunft, nach dem nötigen Systemwechsel von der exponentiell wachsenden

Wirtschaft hin zu einer Wirtschaft mit aufeinander abgestimmtem Werden und Vergehen. Was braucht es dafür? Wir wollen folgende Entwicklungsbereiche mit dieser Zeitschrift mit unserer Arbeit unterstützen.

1. Forum für höchste Kultivierung der Bodenfruchtbarkeit
2. Forum für Fragen des Soziallebens in Land- und Ernährungswirtschaft
3. Forum für Umgestaltungsansätze zu (Agrar-) Wirtschaft und Agrarpolitik, Energieträgern und Ernährung
4. Forum für lebendige Agrarkultur

Das gegenwärtige Selbstverständnis der Redaktion ist: «Wir wollen gemeinnützigen Journalismus mit Orientierungsfunktion machen. Die Autor(inn)en sollen Persönlichkeiten mit verschiedenen, aber erkennbaren Hintergründen sein. Sie bringen lebendige Berichte und hintergründig fundierte Darstellungen – ohne missionarischen Meinungsjournalismus und ohne aktualitätsvernarrte Faktenhuberei. Die gesellschaftliche Minderheit, die das will, ist gross genug, um «Kultur und Politik» auch wirtschaftlich zu tragen.» Sehen Sie unsere gelebte Wirklichkeit oder das Ziel auch so oder anders? In jedem Fall: Wirken Sie als Leserschaft auf die Redaktion und das Bioforum ein! Diese Zeitschrift wird sinnvoll weiterleben, wenn ihre Autor(innen)en und die Leserschaft sich gegenseitig kennen und unterstützen.

Das vorliegende Heft bringt Schlüsse aus dem 13. Zofinger Biogipfel («Biolandbau als Luxus oder Überlebensstrategie?»). In weiteren Beiträgen geht es um die Umgestaltung der Wirtschaft. Um die Beziehung zu Boden und Wasser. Um Kühe ohne Enthornungswunde. Was meinen Sie dazu?

Für die Redaktion, mit Markus Schär und Wendy Peter: **Nikola Patzel**

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. Bankleitzahl 630 500 00, BIC-Code SOLADES1ULM

Ilda Chicaíza – eine kämpferische Biobäuerin aus Ecuador

Tina Goethe. «Ich kann mit frischen und gesunden Produkten meine Familie ernähren», sagt die 48-jährige Ilda Chicaíza aus Ecuador. «Was will ich mehr?» Die Bio-Bäuerin aus der Gemeinde Santa Rosa in der Provinz Tungurahua weiss, was sie will und setzt sich mit aller Kraft dafür ein. Seit Mitte der neunziger Jahre verzichtet sie auf den Einsatz von chemischem Dünger und Pestiziden und betreibt ihren Hof, der auf ca. 3'000 Meter im Andenhochland liegt, ökologisch. Am Biogipfel in Zofingen legte Ilda Chicaíza dar, warum sie sich für den Biolandbau entschieden hat und dass der Weg dahin viel Arbeit bedeutet. Die Arbeit lohnt sich, denn sie ist überzeugt, dass «wir der Natur gegenüber Respekt schulden. Ihr verdanken wir alles».

Ihre Vorfahren hätten das noch gewusst und beherzigt, in den letzten Jahrzehnten sei jedoch sowohl der Respekt aber auch das Wissen um die tieferen Zusammenhänge im ecuadorianischen Hochland mehr und mehr verloren gegangen. Und dann beschreibt Ilda Chicaíza in kurzen Zügen eine Entwicklung in ihrer Heimat, die sich an vielen Orten der Welt in ähnlicher Form abgespielt hat. Der Einzug von Kunstdünger und chemischen Pflanzengiften hat die Landwirtschaft und das Leben der Bauernfamilien verändert. Pflanzen und Böden wurden abhängig von den teuren Chemikalien. Langfristig sank sowohl die Qualität der Böden als auch die der Produkte. «Die Kartoffeln waren zwar gross, aber wässrig», erzählt sie. Und während die Kosten für die Produktion anstiegen, sanken die Einnahmen. Viele Kleinbauern – darunter auch Ildas Ehemann – waren gezwungen, ausser Haus zu arbeiten, um sich und die Familie ernähren zu können. Die Frauen blieben mit der Arbeit für den Betrieb und die Kinder allein zurück.

1990 beschlossen einige Frauen aus der Gemeinde Santa Rosa, sich zu organisieren und die Ursachen für ihre schwierige Situation zu analysieren. Die 25 Indigena-Frauen diskutierten u.a. darüber, was sie der Abwanderung in die Städte, der Gewalt gegen Frauen, der Vernachlässigung der Familien und dem schlechten Einkommen entgegensetzen konnten. Ein erster, wichtiger Schritt zur Verbesserung ihrer Situation war die Versorgung mit Trinkwasser. Das von SWISSAID unterstützte Trinkwassersystem brachte den Frauen, die bisher bis zu sieben Stunden laufen mussten, um sau-



Ilda Chicaíza aus Ecuador. Foto: Swissaid

beres Wasser zu holen, eine enorme Arbeitserleichterung.

Der nächste Schritt war die Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion. Ilda Chicaíza erzählt, dass ihnen erst bewusst werden musste, dass es Mittel und Wege gab, die schlechte Bodenqualität zu verbessern. In Seminaren und Austauschtreffen, zu denen SWISSAID Bäuerinnen und Bauern aus verschiedenen Regionen einlud, lernten sie nach und nach agrarökologische Anbaumethoden kennen. Auf 2'500 Quadratmetern Land ihres Mannes und 4'000 Quadratmetern eigenem Land, das sie vor einigen Jahren zukaufen konnte, produziert Ilda Chicaíza heute biologisches Gemüse, Mais, Bohnen und Kartoffeln sowie zahlreiche Kleintiere. Die Meerschweinchen, Kaninchen und Hühner spielen eine zentrale Rolle im Betrieb: Sie produzieren den notwendigen Dünger für das Gemüse und lassen sich gut auf dem Markt verkaufen. Denn auf ecuadorianischen Familienfesten stehen die Kleintiere ganz oben auf dem Menüplan. Der Vermarktung von Meerschweinchen und Kaninchen haben die Frauen zunehmend mehr Priorität eingeräumt, denn sie bringt ihnen gutes Geld ein. In Ambato, der nächstgelegenen grösseren Stadt, betreiben sie einen festen Marktstand. Dort verkauft sie auch Baumtomaten, die ihr monatlich 100 Dollar einbringen. Für die Zukunft möchte sie einen richtigen Bioladen aufbauen. Ilda Chicaíza ist es gelungen, ihren vier Kindern eine gute Ausbildung zu finanzieren. Der

jüngste Sohn interessiert sich für den Betrieb. Die Frage, ob er ihn übernehmen wird, kann sie allerdings noch nicht beantworten. Denn noch immer ist es nicht einfach, nur von der Landwirtschaft zu leben. Ildas Mann arbeitet nach wie vor auswärts – auf seine Unterstützung kann sie weder im Betrieb noch in der Versorgung der Kinder und Enkelkinder gross zählen. Und die Mehrarbeit für den biologischen Anbau wird auf dem Markt nicht über höhere Preise vergütet. Auch der Klimawandel zeigt erste Auswirkungen: Die Sommer sind sehr trocken und von August bis Dezember wird das Gemüse immer wieder durch Frost geschädigt. Entmutigen können sie diese Schwierigkeiten nicht. Im Gegenteil, sie möchte ihre Produktion erweitern und einen Bioladen aufbauen. Auch wird sie weiterhin als Beraterin für andere Bauernfamilien zur Verfügung stehen.

Hoffnung macht ihr die politische Veränderung in Ecuador. 2008 wurde eine neue Verfassung angenommen, die der grossen Bedeutung der Bäuerinnen und Bauern im Land Rechnung trägt. Wie die neuen Artikel und Gesetze jedoch umgesetzt werden, bleibt abzuwarten. Ilda Chicaíza erwartet vom Staat Unterstützung für den ökologischen Anbau. Konkret bräuchten sie einfachen Zugang zu Krediten, Beratung in agrar-ökologischen Methoden und Wasserreservoirs, um ihre Felder in Trockenzeiten bewässern zu können. Und die staatlichen Institutionen sollten für Spitäler und Kantinen ihre biologisch produzierten Produkte einkaufen.

Die Reise in die Schweiz auf Einladung von SWISSAID und Bioforum Schweiz war für Ilda Chicaíza die erste Auslandsreise überhaupt. Entsprechend intensiv und beeindruckend erlebte sie den Austausch mit Schweizer Bäuerinnen und Experten, die sie an Podiumsveranstaltungen in Genf, Lausanne und Zofingen traf. Einen Höhepunkt stellte sicherlich der Besuch des Hofes von Anna und Maja Monnot im Napfgebiet dar. Einen ganzen Nachmittag lang unterhielten sich die drei Bäuerinnen über ihre Auffassung von biologischer Landwirtschaft, ihren Arbeitsalltag und die Vermarktung ihrer Produkte. Nicht zuletzt kam auch ihr Selbstbild als Bäuerin zur Sprache, das sich gar nicht allzu stark voneinander unterschied. Trotz der vielen Tausend Kilometer Distanz und des ganz anderen kulturellen Hintergrunds. ●

Biolandbau – Luxus oder Überlebensstrategie?

Das traditionsreiche Hilfswerk Swissaid fördert den Biolandbau auf der ganzen Welt und setzt sich für lokale und regionale Vermarktung ein.

Tina Goethe. Bio ist gut. Für mich und Dich. Will das wirklich jemand bestreiten? Bio ist nicht nur für den Einzelnen/die Einzelne gesünder. Der Biolandbau leistet auch wichtige Beiträge zur Lösung globaler Krisen wie Hunger, Umwelterstörung, Klimaerwärmung und Energieknappheit. Und dennoch ist eine systematische Ökologisierung der Landwirtschaft noch lange nicht in Sicht. Zu stark sind die wirtschaftlichen Interessen derjenigen, die mit der chemie- und energieintensiven Landwirtschaft gutes Geld verdienen. Aber auch unter EntwicklungsexpertInnen bleiben Zweifel: kann man es sich angesichts knapp einer Milliarde Hungernder und einer wachsenden Weltbevölkerung leisten, die industrielle Landwirtschaft durch ökologische Anbaumethoden zu ersetzen? Bio sei teuer und produziere schlicht zu wenig, so die kritischen Stimmen, die im Biolandbau ein Luxusphänomen sehen. Die Situation in Europa zeige, der Biolandbau bediene lediglich einen Nischenmarkt für ein kaufkräftiges Publikum.

Bio wächst im Süden

Ein Blick auf die Zahlen belehrt eines Besseren. Denn das grosse Wachstum im Biolandbau findet in den Ländern des Südens statt, wie ein Bericht des Forschungsinstituts für biologischen Landbau FiBL und des internationalen Bio-Dachverbands IFOAM zeigt. Zwischen 2008 und 2009 stieg die biologisch bewirtschaftete Fläche in Afrika um 20 Prozent auf rund eine Million Hektar, in Asien um sieben Prozent auf 3,6 Millionen

Hektar an. 80 Prozent der Bioproduzenten weltweit leben in Entwicklungsländern, 677'000 sind es in Indien, dann folgen Uganda, Mexiko, Äthiopien und Tansania. Italien kommt als erstes europäisches Land auf Platz sieben. Berücksichtigt wurden dabei nur zertifizierte Betriebe. Die Zahl der Bauernfamilien, die zwar bewusst nach biologischen Prinzipien produzieren, dieses aber nicht offiziell zertifizieren lassen, ist schwer zu schätzen, liegt aber viel höher. Einen Anhaltspunkt bietet eine umfangreiche Studie aus dem Jahr 2006. Allein für das östliche Afrika weist die Studie 57 Projekte auf, die ca. zwei Millionen Hektar Land umfassen – doppelt so viel Fläche, wie der zertifizierte Anbau in ganz Afrika hat.¹

Während die zertifizierten Biobetriebe für die Märkte in Europa und Nordamerika produzieren, beliefern die sogenannten informellen Biobäuerinnen und -bauern die lokalen Märkte und produzieren für den Eigenbedarf. Damit haben sich zwei unterschiedliche



Ilda auf ihrem Land.

Foto: Swissaid

Welten des Biolandbaus entwickelt. Die globalisierte Produktionskette des zertifizierten Anbaus steht meist im Mittelpunkt der Debatte über die Zukunft der (Bio-) Landwirtschaft, sei es als verheissungsvoller Entwicklungspfad für Bauernfamilien in Entwicklungsländern, sei es als gefährliche Festschreibung von Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnissen. Denn kann der Biolandbau seinen Prinzipien noch gerecht werden, wenn Kleinbauernfamilien grossen Firmen zuarbeiten müssen, die möglichst billige Produkte für europäische Supermärkte produzieren lassen? Wie steht es um den Erhalt der Biodiversität, wenn Bio auf monokulturellen Plantagen stattfindet? Andererseits ist es ja trotz allem besser, wenn die grossen Firmen biologisch produzieren lassen und kleinbäuerliche ProduzentInnen über die Bio-Cash Crops ihre Einkommen verbessern können. Ungerechte Handelsbeziehungen kann eine bestimmte Produktionsform jedoch nicht aufheben. Für die Politik, die Grossverteiler und die KonsumentInnen in der Schweiz entbindet ein Biolabel daher nicht von der Verantwortung, für faire Handelsbeziehungen und die Einhaltung von Menschenrechten. Neben Bio braucht es für echte Nachhaltigkeit eine Priorität für saisonale, lokale und fair gehandelte Produkte.

Die andere – unsichtbare – Welt des Biolandbaus

Die andere, informelle Welt des Biolandbaus, wird in dieser Debatte oft übertönt. Obwohl sie glo-

bal gesehen eine viel grössere Rolle spielt. Dabei geht es um Betriebe, die, angepasst an ihr jeweiliges geografisches, klimatisches, ökonomisches und sozio-kulturelles Umfeld, Methoden entwickeln, lernen und anwenden, um die Bodenfruchtbarkeit zu steigern, die Pflanzen gegen Krankheiten und Schädlinge zu schützen, die Vielfalt von Pflanzen und Tieren auf und um Hof und Feld zu erhalten und gesunde Lebensmittel zu produzieren. Und weil die Kosten für chemischen Dünger und Pestizide wegfallen, verbessert sich auch dort die Einkommenssituation für die Bauernfamilien, wo Bioprodukte nicht besser bezahlt werden als konventionelle. Von einer Reduktion der Kosten profitieren diejenigen, die vor der Umstellung auf Bio chemie-intensiv produziert haben. Umgekehrt können Bauernfamilien, die auch vorher ohne chemischen Dünger produziert haben, über die Anwendung von Biomethoden ihre Erträge oft deutlich steigern wie zahlreiche Studien zeigen.

Für SWISSAID ist es vor allem diese Form der agrar-ökologischen Produktion für lokale Märkte, die Anlass zur Hoffnung gibt, dass Hunger biologisch abbaubar ist. Wenn Bäuerinnen und Bauern im Süden wie im Norden nach den biologischen Prinzipien der Ökologie, Sorgfalt, Gesundheit und Gerechtigkeit² produzieren dürfen und diese Produkte zu fairen Preisen verkaufen können, ist das kein Luxus sondern – angesichts der bedrohlichen globalen Krisen – sowohl für Mensch und Umwelt schlicht die beste Überlebensstrategie. ●

¹ Pretty et al. (2006): Resource-conserving agriculture increases yields in developing countries. *Environmental Science & Technology*, 40, 4, pp. 1114-1119.

² Prinzipien des Ökolandbaus von IFOAM: http://www.ifoam.org/sites/default/files/poa_folder_german.pdf

Biolandbau, Eigenständigkeit und Irrwege der Zertifizierung

Die Lösung für die kleinbäuerliche Landwirtschaft liegt nicht in grossen Forschungs- und Entwicklungsprojekten, sondern bei den Bauern selber. Es braucht auch keine Revolution für die Einführung einer nachhaltigen Produktion. Die Bauern benötigen Zugang zu Wissen und neuen Erkenntnissen, um diese in eigenen Produktions- und Vermarktungssysteme zu integrieren.

Johann Züblin. Biologische Landwirtschaft ist für die kleinbäuerlichen Strukturen in den Entwicklungs- und Schwellenländern die richtige Lösung, denn es gibt keine andere. Seit vielen Generationen produzieren die Bauern nach überlieferten Methoden auf ihrem Land. Die grüne Revolution ging an den meisten vorbei, denn sie hatten und haben keinen Zugang zu modernen Hilfsmitteln. Mit dem Bevölkerungszuwachs werden die Böden übernutzt und die Fruchtbarkeit geht langsam aber sicher verloren. Falsch wäre es nun, neue Systeme einzuführen. Der einzige Ausweg liegt in der Verbesserung und Anpassung der bestehenden und lange bewährten Kulturmethoden. Diese Verbesserungen und Anpassungen müssen nicht neu erforscht und definiert werden, sie müssen nur den lokalen Gegebenheiten angepasst werden. Dazu braucht es Versuchsreihen, die aber auf die Felder der betroffenen Produzenten gehören und nicht in Forschungsinstitute. Dabei spielt unter anderem der Baum immer mehr eine zentrale Rolle. Es bestätigt sich, dass Produktionsmethoden die Bäume als integralen Bestandteil enthalten, produktiver sind und auch in ungünstigen Zeiten, z.B. längerer Trockenheit, mehr abwerfen als offene Felder. Bäume spenden Schatten, brechen den Wind, produzieren Früchte, Futter und Holz. Diese sogenannte Agroforstwirtschaft ist aber nichts Neues. Viele Kulturen kennen solche Systeme, diese wurden aber im Laufe der Entwicklung, insbesondere wegen der Mechanisierung, vielerorts wegrationalisiert. In Entwicklungsländern kommt man wieder auf diese Methode zurück. Heute werden in vielen Regionen mehr Bäume in Ackerland angepflanzt als für die Aufforstung von Wäldern. Mit der Agroforstwirtschaft schafft man auch beste Bedingungen für gesunde und fruchtbare Böden, die ja wiederum die Basis für gesundes Wachstum von Pflanzen und gesunde Ernährung von Mensch und Tier sind. Zu Agro-



Johann Züblin, Migros-Direktion Nachhaltigkeit

Foto: Migros

forstsystem gehören in der Regel auch Mischkulturen. Im Gegensatz zu Monokulturen vermeiden Mischkulturen Krankheiten und Schädlinge und damit erübrigen sich meistens Pflanzenschutzmassnahmen. Es ist interessant festzustellen, dass das internationale Forschungszentrum für Agroforstwirtschaft

ICRAF nicht in erste Linie neue Methoden entwickelt, sondern bestehende Systeme untersucht und versucht, mit all dem zusammengetragenen Wissen, Vorschläge für die Verbesserung bestehender Systeme zu definieren. Leider wird diese Institution heute etwas stiefmütterlich behandelt. Institutionen, die Grundlagenforschung betreiben, und z.B. neue Sorten kreieren oder Düngungskonzepte erarbeiten, erhalten mehr Unterstützung, denn da liegen klare wirtschaftliche Interessen vor.

Die herkömmliche Wissenschaft erklärt nicht alles

Die Bauern in Afrika und Südamerika haben mich gelehrt, dass die moderne Wissenschaft nicht alles erklären kann. Die Kunst besteht darin, die Umwelt zu beobachten, Reaktionen von Tieren und Pflanzen zu erkennen und daraus Schlüsse für das richtige Handeln zu ziehen. Oft fehlen die Erklärungen, warum etwas



Ein Bio-Gemeinschaftsgarten in Guinea-Bissau.

Foto: Swissaid

passiert, aber man weiss, wie auf eine Situation reagieren werden kann oder muss. Im Vergleich zur herkömmlichen Wissenschaft dürfte bei diesem Vorgehen die Fehlerquote weit tiefer liegen. Das gewisse Detail im Gesamten erkennen und sich nicht nur auf das Detail fokussieren, das ist die Kunst. Diese Art zu handeln wurde in den letzten Jahrzehnten in den Hintergrund gedrängt. Bis vor wenigen Jahren hat die öffentliche Hand noch einen Grossteil der landwirtschaftlichen Forschung finanziert. Mit den öffentlichen Sparmassnahmen ist die Forschung heute zum grössten Teil im Einflussbereich der multinationalen Unternehmen. Forschung wird nur noch finanziert, wenn die Unternehmen gute Aussichten auf Profite haben. Leider ist heute die Forschung zu stark auf die industrielle Landwirtschaft ausgerichtet, denn Kleinbauern oder Subsistenzbauern sind für die internationale Wirtschaft nicht von Interesse. Aber braucht es wirklich Forschung für die kleinbäuerliche Landwirtschaft? Die Technologien sind bekannt, sie müssen den Leuten nur zugänglich gemacht werden. Hier werden die Möglichkeiten mit den modernen Medien eine zentrale Rolle spielen. Wissen zugänglich machen und die Leute bei der Umsetzung begleiten. In den meisten Fällen ist nicht einmal eine finanzielle Hilfe notwendig, was wiederum für mehr Unabhängigkeit der Produzenten sorgt.

Wem gehört das Land?

Was nützen die besten wissenschaftlichen Studien, wenn die Eigentumsverhältnisse unklar sind oder sogar Kleinbauern, die seit Generationen auf einem Stück Land leben und es bestellen von ihrem Land vertrieben werden, weil sie keine offizielle Urkunde für das Land vorzeigen können. Dieses Land kann dann vom Staat ungehindert an Investoren oder andere einflussreiche Personen oder Institutionen legal abgegeben werden. Heute sind schon über 100 Mio. ha von diesem sogenannten Landgrabbing betroffen. Das Recht der indigenen Bevölkerung wird in einigen Ländern mit den Füssen getreten. Obwohl die Weltbank und FAO Richtlinien für die Vergabe von Landrecht an Unternehmen und Investoren definiert haben, sind Kleinbauern immer noch der Willkür korrupter und profitgeiler Personen und Institutionen ausgeliefert. Die Ureinwohner der Amerikas hatten erkannt, dass Land nicht Eigentum von einer Gruppe oder einer Person sein darf. Das Land wird bewirtschaftet, ist aber Eigentum der Allgemeinheit, also von niemandem. Die Mutter Erde ist heilig und muss

verehrt und respektiert werden. Warum werden solche Formen der Landnutzung nicht als gleichwertig zu Einträgen in einem Grundbuch akzeptiert? Die Landreformen in vielen Ländern werden seit Jahrzehnten versprochen aber kaum umgesetzt. Die damit verbundene Unsicherheit ist ein enormes Hindernis für die Entwicklung dieser Länder. Vielleicht wird mit der Zeit die langjährige Bewirtschaftung als Gewohnheitsrecht akzeptiert?

Die Zertifizierung, eine Erfindung des Nordens

Zertifikate ermöglichen in vielen Fällen einen einfacheren Zugang zu Märkten, insbesondere für den Export. Zertifikate bestätigen, dass ein Betrieb nach definierten Richtlinien produziert und die Einhaltung dieser Richtlinien von einer unabhängigen Stelle kontrolliert wurde. Alle Standards und Programme basieren auf diesem Prinzip, ein Prinzip, das von Ländern im Norden definiert wurde. Damit nicht genug. Nun definieren auch die vom Norden, was «gute Praxis» ist, also wie eine Bioproduktion beim Kaffee oder bei der Banane aussehen muss. Dank der ISEAL-Systematik im Standard Setting haben alle Akteure die Möglichkeit, die Richtlinien von Standards und Programmen zu beeinflussen, und damit werden diese globaler. Nichtsdestotrotz ist das Vorgehen immer noch eine Erfindung der sogenannten Ersten Welt. Die Zertifizierung ist ein riesiges Business geworden. Eine Studie zeigt, dass im Jahre 2010 für die Auditierung und Zertifizierung in den Bereichen Sozialverträglichkeit und Umwelt, Kosten von über 70 Mia € angefallen sind. Geld das in erster Linie der Audit- und Zertifizierungsindustrie zugutekam. Dieses Vorgehen hat aber den auditierten Unternehmen nur sehr beschränkte Vorteile gebracht. Mehrfachaudits, bis zu 50 Sozialaudits pro Jahr und Unternehmen sind keine Seltenheit. Die Unternehmen sind darauf fixiert, das nächste Audit zu bestehen und haben dadurch keinen Ressourcen mehr, Verbesserungen umzusetzen. Der internationale Auditourismus hat Formen angenommen, die unverhältnismässig sind und mit allen Mitteln bekämpft werden müssen. Es macht keinen Unterschied, ob ein Biobauer oder eine Textilfabrik, wir müssen weg kommen von Kontrollen / Zertifizierungen hin zur Befähigung. Es ist bekannt, sobald die Zertifizierung vorbei ist, läuft in den Betrieben i. d. R. nichts mehr. Einige Wochen vor dem nächsten Audit werden in Windeseile die notwendigen Vorkehrungen getroffen, um die nächste Zertifizierung



Ein Bio-Salatfeld mit Bäumen im Tschad.

Foto: Swissaid

zu bestehen. Zertifizierungen behindern oft die Weiterentwicklung von Unternehmen, das wiederum einen direkten Einfluss auf Systemen und Standards hat. Einige Unternehmen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) haben dies erkannt und gründeten das Global Social Compliance Program (www.gscpnet.com). Das GSCP definiert «Best Practice» sogenannte Referenzmodule und stellt eine Systematik zur Verfügung, mit der sich bestehende Programme und Standard gegenüber dieser «Best Practice» vergleichen können. Zu diesem Zeitpunkt liegen Referenzmodule für Sozialverträglichkeit, Umwelt, Managementsysteme sowie Auditorenkompetenz und Methodik vor, weitere Module sind in Bearbeitung. Alle Dokumente sind öffentlich zugänglich und gratis. Heute werden diese Referenzen bereits von diversen UNO und Entwicklungsorganisationen als Basisdokumente anerkannt. Ziel ist es, Transparenz zu schaffen und Organisationen und Standards vergleichbar zu machen. GSCP ist kein Kontroll- und Auditsystem, es wird weder akkreditiert noch zertifiziert, GSCP sagt nicht ob ein Standard gut oder schlecht ist, sondern ermöglicht ein sogenanntes Mapping gegenüber einer definierten «Best Practice». Auch für die Bioszene könnte dies ein neuer Weg sein. Besonders für weniger entwickelte Länder wäre es wichtig, die Produzenten besser im Prozesse der Umstellung und Befähigung zu begleiten. Dafür genügt es den jeweiligen Status zu kennen, dazu braucht es kein Zertifikat. Es muss auch nicht alles identische oder gleiche sein, es genügt wenn die Programme und Standard und deren Umsetzung gleichwertig sind also äquivalent. Ein solches Vorgehen würde z.B. den Einstieg von Produzenten in die Bioproduktion erleichtern oder die Gruppenzertifizierungen ermöglichen oder vereinfachen. Es sind die Standards und Programme die ihre Glaubwürdigkeit beweisen müssen. Leider geschieht dies heute fast ausschliesslich über die Zertifizierung. ●

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.



Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Bioprodukte verkaufen oder Biolandbau umsetzen?

Biolandbau ist DIE nachhaltige Produktionsform in der Landwirtschaft und lässt sich nicht mit Samthandschuhen vorwärtsbringen. Es braucht eine ordentliche Portion Kampfgeist. – Das wurde beim Zofinger Biogipfel wieder einmal mehr klar. Müssen wir für einen nachhaltigen Erfolg des Biolandbaus auf ein neues Wirtschaftssystem hinwirken – oder bleibt uns nichts anderes, als uns mit kleinen Erfolgen für den Biolandbau zufriedenzugeben?

Hans-Georg Kessler. Compañera Ilda's Schilderungen über die Folgen der ausbeuterischen Intensivlandwirtschaft für Umwelt und ländliche Bevölkerung in Ecuador liessen kein Zweifel an der Notwendigkeit des Biolandbaus: Keine gesundheitlichen Schäden durch Pestizidrückstände in Nahrung und Wasser, keine Abhängigkeit von Hilfsstoffen wie Dünger, Pestizide oder Saatgut und viel weniger Landflucht mit negativen sozialen Folgen. Die ecuadorianische Biobäuerin weiss genau, wofür sie sich mit soviel Herzblut einsetzt – und was es für ihre Familie bedeutet.

Hierzulande sind die Gegensätze zwischen IP- und Biolandbau weniger akzentuiert. Schwarzweissdenken im Sinne «bio = gut, konventionell = schlecht» wäre unangebracht. Der Biolandbau ist gesellschaftlich akzeptiert, wird staatlich gefördert und ist fester Bestandteil der Grossverteiler-Sortimente. Ist nun also 'alles paletti' für die Schweizer Biobauern?

Grossverteiler sind bio-engagiert

Ohne den Einstieg der Grossverteiler in den Verkauf von Bioprodukten gäbe es nicht 6000 Biobetriebe in der Schweiz. Und auch bei kritischer Haltung gegenüber den Grossverteilern: Sie sind nicht nur die grössten Abnehmer der Biobauern, Biohändler und Bioverarbeiter, es ist durchaus auch ein echtes Interesse am Biolandbau da. Früher vor allem bei Coop, in den letzten Jahren auch mehr bei Migros. Die Grossverteiler investieren zudem in die Bioforschung, betreiben Werbung, machen 'bio' zum Thema bei den Konsumenten – 'bio' wird zur Selbstverständlichkeit. Viele Leute in den oberen Etagen der Grossverteiler sind sich ihrer Verantwortung als Lebensmittelhändler bewusst und sie meinen es durchaus ernst mit ihrem Engagement. Auch das war am Biogipfel mit der Person von Johann Züblin, 'Case-Manager' bei Migros, zu spüren.

Bio soll gleich aussehen wie konventionell

Und dennoch. Das Tagesgeschäft mit den Einkäufern der Grossverteiler ist nicht selten ein



Mag der Konsument das Biobrötchen erst dann, wenn es gleich aussieht wie das konventionelle?

Foto: Hans-Georg Kessler

täglicher Kampf. Angefangen vom Preisdruck auf Biolebensmittel bis zu den – oft überzogenen – Ansprüchen an Bio-Äpfel, Bio-Kartoffeln, Bio-Schlachttiere oder Bio-Weizen. Alles soll genau gleich makellos aussehen wie konventionell produziert – nur in kostbarer Bio-Qualität eben.

Diese Tage stieg Coop in sein neues 'Unique'-Sortiment ein. So originell der Name, so einzigartig soll das Programm sein: Früchte und Gemüse, die irgendwelche Makel aufweisen, z.B. verhagelte Walliser Aprikosen, bietet der Grossverteiler neu in dieser Verkaufslinie an. «Ist doch gut, dass man gegen das Wegwerfen von Lebensmitteln endlich Nägel mit Köpfen macht», war mein erster Gedanke. Doch Hans-Ruedi Schmutz, der die Geschichte von den Ansprüchen der Grossverteiler an die Bio-Äpfel bestens kennt, erinnert sich: «Zwischen Coop, FiBL und den Produzenten-Organisationen definierten wir, wie viele Quadratmillimeter Schorf ein Bioapfel aufweisen darf. Die Toleranzen wurden in der Obstbranche festgeschrieben und wären immer noch gültig. Die Ansprüche am Einkaufspunkt wurden aber laufend verschärft – es war dank der neuen resistenten Sorten teilweise auch möglich, die-

sen zu entsprechen. Heute unterscheidet ein Bioapfel im Grossverteilerpack äusserlich nichts mehr vom konventionell produzierten.» Ist 'Unique' also doch nur ein Gag oder eine Art Wiedergutmachung für früher begangene Fehler? Für die Bioproduzenten wäre eine minimale Toleranz rund ums Jahr gewiss wichtiger, als einmal im Jahr einige Hagelaprikosen oder krumme Gurken verkaufen zu können. Und es stellt sich die Frage, ob die KonsumentInnen die 'vertüschten' Aprikosen oder schorfigen Äpfel auch kaufen – auch langfristig, sind sie doch zum Genuss von garantiert makellosem Obst schon bestens erzogen. Wenigstens die positiven Kommentare zu 'Unique' aus Befragungen lassen vermuten, dass die KonsumentInnen gar nicht so sehr eine makellose Qualität wollen. Vielleicht würden sie auch Bioprodukte bevorzugen, denen man ihre Herkunft ansieht...

Spuren auf dem Bioacker

Ein Biobauer, der seinen Betrieb auf ackerbau-liche Nutzung ausrichten will, erzählt mir von den Ansprüchen an die Kartoffeln. «Früher lag noch ein Drahtwurmlöcher drin, heute nicht mehr. Um diesem Anspruch gerecht zu wer-

den, muss in der Fruchtfolge gemäss Beratung der Kunstwiese-Anteil möglichst tief gehalten werden,» erklärt er mir. Das mag zwar auch vom Standpunkt einer Bioproduktion möglichst für die menschliche Ernährung willkommen sein. Wer die möglichen Unkrautprobleme solcher Fruchtfolgen aber kennt, weiss auch um die Schwierigkeiten. Nützt eine solche Produktion dem Bio-Ackerbau?

Hohe Ansprüche gelten auch an den Bioweizen. Möglichst viel Gluten (Kleber) soll er enthalten. Zwar äusserten sich die Bäcker in einem ‚bioaktuell‘-Artikel anerkennend zur Qualität des Bio-Weizens. Wobei sie mit ‚Qualität‘ möglichst gute Backeigenschaften – und damit einen hohen Gluten-Gehalt meinen. Denn je höher der Glutengehalt im Weizenkorn, desto grösser werden beim Backen die Brote und desto besser lässt sich das Brot auf den Backstrassen der Grossbäckereien herstellen. Aber ist das die ‚Qualität‘, welche die KonsumentInnen von Biobrot erwarten? Die Zahl der Menschen mit Gluten-Unverträglichkeiten ist bekanntlich steigend.

Nichtsdestotrotz wurde beim Weizen aus Bio-Umstellungsproduktion die ‚Qualitäts‘-Bezahlung nach Protein- und damit nach Glutengehalt eingeführt. Und es wird auch über die Deklassierung von Knospe-Weizen mit tiefem Glutengehalt zu Futtergetreide nachgedacht. Zwar ist vor allem die Witterung massgebend für den Glutengehalt des Weizens, doch er lässt sich auch mit einer zusätzlichen Düngergabe steigern. Die Bezahlung nach Gluten ginge also mit einer Intensivierung des Biogetreidebaus einher. Nur, ist das im Sinne des Biolandbaus? Die Belieferung der Grossverteiler hinterlässt offensichtlich auch auf dem Bioacker ihre Spuren. Die Vertreter der Grossverteiler und ihrer Verarbeiter mischen sich zwar nicht direkt in die Richtliniengestaltung ein. Aber sie drängen die Biobauern in eine Richtung, wo die Biorichtlinien – die ja einen gewissen Umsetzungsspielraum bieten – so sehr ‚ausgereizt‘ werden, dass man sich fragen kann, ob nicht bereits eine Aushöhlung der eigentlichen Absichten des Biolandbaus stattfindet.

Die richtigen Fragen stellen

Geht es den Coop- und Migros-Leuten mit ‚Bio‘ also doch nur ums Geschäft? Diese Sicht wäre nun auch zu simpel.

Es drängt sich die Frage nach den Gründen für den Preisdruck und für die problematischen

Ansprüche an Biolebensmittel auf. «Wenn wir die Bio-Äpfel nicht billiger oder in ‚schönerer‘ Qualität anbieten, dann tut es unser Mitbewerber.» Das ist die Standardantwort der Grossverteiler-Vertreter auf die Frage nach ihrem Drängen. Es ist also die – für unser kapitalistisches System als Heilmittel gepriesene – Wettbewerbssituation, welche zur ‚Konventionalisierung‘ der Biolandwirtschaft hin zu attraktiven Oberflächen und versteckten Problemen dahinter führt. «Wenn die Bio-Himbeeren für knapp drei Franken pro Kilo aus Rumänien importiert werden können, wer bezahlt dann unser teureres Himbeerjoghurt mit 10 Franken teuren Schweizer Früchten drin?» Der vielgepriesene ‚freie Markt‘ belohnt per se nicht den ökologischeren oder faireren Anbieter. Dennoch vertrauen viele Vertreter des Biolandbaus auf ein besseres Marketing des ökologischeren Anbieters – und auf den Goodwill der KonsumentInnen. Manchmal funktioniert das auch, aber es ist nicht systemimmanent.

Revolution oder weiterhin täglicher Kampf?

Hardy Vogtmann, einstiger Mitgründer des FiBL, stellte am Biogipfel die These auf, dass die Biolandwirtschaft innerhalb der kapitalistisch funktionierenden Märkte unweigerlich vereinnahmt und missbraucht wird. Und er forderte darum eine Revolution, eine grundsätzliche Veränderung des Wirtschaftssystems, damit der Biolandbau sich nachhaltig durchsetzen kann.

Wie aber sieht ein solches System aus – und noch wichtiger: Mit welchen Schritten, mit welcher ‚Revolution‘ kommen wir dorthin? In seinem Buch über die ‚Gemeinwohl-Ökonomie‘ beschreibt der österreichische Politikwis-

senschaftler und Autor Christian Felber, dass Wettbewerb ersetzt werden muss durch Kooperation. Er macht sich stark für mehr Demokratie. Aber ebenso zielt er auf die Begrenzung des Privatvermögens, um die Macht einzelner – Blocher, Novartis, Berlusconi, UBS usw. – wirksam zu beschränken. Statt dass der Erfolg eines Unternehmens von der Höhe seines monetären Gewinns bestimmt wird, erstellt es eine – öffentlich zugängliche – Gemeinwohlbilanz, die Rechenschaft ablegt über die Leistung bei den Werten Menschenwürde, Solidarität, ökologische Nachhaltigkeit und Demokratie. Aufgrund dieser Bilanz wird dann der Steuersatz für das Unternehmen festgelegt, erhält es Aufträge, Unterstützungen, zolltarifäre und andere Vergünstigungen oder eben – wenn es wenig punktet – Erschwernisse.

Ist das alles nur eine Phantasie, womöglich mit einem riesigen Bürokratieapparat verbunden? Sollen wir unsere Energie auf einen doch nur schwer und kaum zu erreichenden Systemwechsel verwenden? Wir brauchen ja schon genug Energie für den täglichen Kampf für faire Preise und biotaugliche Lieferkonditionen für Äpfel, Weizen und Kälber.

Es ist wie so oft: Das eine tun, das andere nicht lassen. So wir uns bei der Arbeit vom Tagesgeschäft nicht in völligen Beschlag nehmen lassen dürfen, sondern auch die grossen Projekte planen und anpacken sollen, so sehr müssen wir uns überlegen, wie wir zu einer grundsätzlich gerechteren, umweltschonenderen, friedlicheren – eben besseren! – Welt – und einem entsprechenden Wirtschaftssystem gelangen. Das Überzeugende am Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie: Es gibt keine Führerfiguren, sondern es macht uns alle zu Teilhabern unserer Zukunft. Packen wir sie an! ●



Gut bauern und fürs Gemeinwohl handeln heisst auch mehr als aufs Äussere schauen.

Foto: Hans-Georg Kessler

⁴ Christian Felber (2012): Die Gemeinwohl-Ökonomie: Aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Deuticke Verlag, 192 S., 25,90 SFr., 18,40 € (A) oder 17,90 € (D). www.gemeinwohl-oekonomie.org

Den ökologischen Landbau zukunftsfähig gestalten

Hardy Vogtmann (Deutscher Naturschutzring, Berlin). Wer mit offenen Augen durch die Landschaft geht, sieht die dramatischen Veränderungen in der Natur, die durch die intensive landwirtschaftliche, zum Teil auch forstwirtschaftliche Nutzung und den enormen Flächenverbrauch für die Verkehrsinfrastruktur sowie Industrie-, Gewerbe- und Wohnbebauung bedingt ist. Dieser Druck auf Natur und Landschaft ist eine Folge des Verbrauchs an natürlichen Ressourcen, der seine Ursachen in dem **einseitig auf lineares Wachstum getrimmten Wirtschaftsmodell** hat (mit der beinahe als «Goldenes Kalb» zu bezeichnenden Messgrösse «Brutto-Inlandsprodukt»- BIP), das von vielen als einziger Weg zur Sicherung des Wohlstands der Gesellschaft angesehen wird.

Extrem hoher Ressourcenverbrauch führt zu unkontrollierbaren Umweltbelastungen

Trotz vieler Warnungen in der Vergangenheit, dass diese Art zu wirtschaften zu einem extrem hohen Ressourcenverbrauch und dadurch zu nicht mehr kontrollierbaren Umweltbelastungen und einem enormen Verlust der biologischen Vielfalt führen wird, ist eine ernsthafte Abkehr vom bisherigen Wirtschaftsmodell, trotz vieler Lippenbekenntnisse aus der Politik und der Wirtschaft, kaum spürbar. Die ersten zaghaften Versuche, auch wenn sie hier und da von Erfolg gekrönt sind, werden immer noch nicht ernst genommen oder sogar bekämpft, dabei ist eine Abkehr dringend geboten. Die Akzeptanz des Zwei-



Foto: Peter Schmenger

Grad-Ziels für die durchschnittliche Erwärmung unserer Erde, welches mangels Umsetzung der notwendigen Massnahmen nicht erreicht werden kann, zeigt die Hilflosigkeit der Politik und die Unwilligkeit der Wirtschaft, ernsthaft an Problemlösungen zu arbeiten. Dieses **unverantwortliche Zögern bzw. Nichtstun** zerstört die natürlichen Lebensgrundlagen von Millionen von Menschen und raubt ihnen die Zukunft!

Neue gesellschaftliche Allianzen bewirken die notwendigen Veränderungen

Die dringend notwendigen Veränderungen wird nicht der «Freie Markt» herbeiführen, wie es von der Neo-Liberalen Wirtschaftslobby immer wieder behauptet wird, sondern es braucht dazu neue gesellschaftliche Allianzen, die zu einem neuen zukunftsfähigen, sozial und ökologisch gerechten Wirtschaftsmodell führen. Im Rahmen eines in diesem Jahr vom Deutschen Naturschutzring (DNR) gemeinsam mit den Gewerkschaften und Einrichtungen der evangelischen Kirche Deutschlands durchgeführten

«Transformationskongress – Nachhaltig handeln, Wirtschaft neu gestalten – Demokratie stärken» wurden hierzu wichtige Botschaften vorgetragen, wie «der Ausbeutung von Natur und Menschen ein Ende setzen» oder **«Abkehr vom bisherigen Wachstumsbegriff»**, aber es wurden auch Anregungen gegeben zu neuen Bündnissen für eine wahrhaft nachhaltige – dies bedeutet eine ökologisch und sozial verträgliche – Wirtschaft. Diese hat ihre Wurzeln in den drei Säulen der «Convention for Biodiversity» (CBD, Rio 1992), nämlich dem Schutz und Erhalt der biologischen Vielfalt, ihrer nachhaltigen Nutzung und der gerechten Verteilung des ökonomischen Vorteils aus dieser Nutzung.

Dies ist die eigentlich wichtige Botschaft, die auch für den ökologischen Landbau, ja für die gesamte ökologische Lebensmittelwirtschaft gelten muss. Die «International Federation of Organic Agriculture Movements» (IFOAM) hat mit ihren vier Kernaussagen dazu die Grundlage gelegt: Auf der Basis der von Lady Eve Balfour immer wieder geforderten Unteilbarkeit der Gesundheit von Boden, Pflanzen, Tieren und Menschen – ich würde hier noch ergänzen, was sie sicherlich auch immer mit gedacht hat, des Planeten Erde – hat IFOAM ein sozial, ökologisch und ökonomisch «gesundes» (gerechtes) Wirtschaften gefordert. In den frühen Jahren der ökologischen Lebensmittelwirtschaft ist genau auf dieser Grundlage mit dem entsprechenden Selbstverständnis gearbeitet worden. Es gab enge Verbindungen zwischen Erzeugern und

Konsumenten, in die auch häufig Verarbeiter mit eingebunden waren. Hierbei denke ich an **Erzeuger-Verbraucher-Assoziationen** oder sogar Genossenschaften. Diese Initiativen traten mit grösser werdenden Marktanteilen für Biolebensmittel und andere Bioprodukte in den Hintergrund. Aus Hofläden entwickelten sich Bioläden in den Städten mit entsprechenden Grossverteilern bis zu Ladenketten und Bioprodukte in allen Supermärkten. Die entsprechenden Verarbeitungskapazitäten für Lebensmittel wurden aufgebaut und die Liste der in der EU-Ökoverordnung aufgeführten erlaubten Hilfsstoffe für die Lebensmittelverarbeitung wurde immer länger. Auch die Regeln für die Ökolandwirtschaft wurden in einigen Bereichen aufgeweicht, was bei den Anbauverbänden dazu führte, dass sie auf den Verpackungen der Lebensmittel neben dem EU-Ökologo auch ihr Verbandszeichen aufgeführt sehen wollten, um Konsumentinnen und Konsumenten zu signalisieren, dass diese Produkte nach den strengeren Verbandsrichtlinien produziert worden sind.

In der Globalisierung gefangen und unter dem Druck des «Freien Marktes»

Das Ziel war erreicht, die Marktanteile von Ökolebensmitteln stiegen mit unglaublichen Wachstumswerten, was die bisher nur mit Lebensmitteln aus der konventionellen Landwirtschaft arbeitenden Handelsketten auf den Plan rief. Der Durchbruch ist erreicht: Ökolebensmittelwirtschaft ist globalisiert, es gib alles in beinahe jedem Supermarkt und wir

haben endlich auch den Bio-Marsriegel und den Bio-Mohrenkopf! Der Ökolandbau und die Ökolebensmittelwirtschaft ist im Wirtschaftsmodell des linearen Wachstums angekommen mit all den Nachteilen für Natur und Mensch, die auch das konventionelle System mit sich bringt. Natürlich ist der Ökolandbau besser für die Natur, in dem er auf die Zufuhr von schädlichen Hilfsmitteln und Hilfsstoffen (u.a. Pestizide) verzichtet, die Gesundheit des Bodens durch weite Fruchtfolgen und angepasste und artgerechte Tierhaltung sowie Pflegemaßnahmen fördert und durch die Aufrechterhaltung lokaler Nährstoffkreisläufe die Ressourcen schont.

Aber ist das alles, was der Ökolandbau und die Ökolebensmittelwirtschaft an **gesamtgesellschaftlichen Leistungen** erbringen kann? Nein, das ist es nicht, aber durch den ökonomischen Druck, den das auf lineares Wachstum getrimmte Wirtschaftsmodell erzeugt, unterliegt auch der Ökolandbau den gleichen Gesetzmäßigkeiten und viele der für eine nachhaltige Entwicklung wichtigen und von der Ökolebensmittelwirtschaft selbst formulierten sozial und ökologisch verträglichen Ziele werden nicht mehr verfolgt. Es rechnet sich nicht, heisst es dann immer, und der Ökolandwirt ist damit dem genau gleichen Druck von Verarbeitern und Händlern ausgesetzt wie sein konventioneller Nachbar. Es rechnet sich natürlich nicht, wenn die Preise für Lebensmittel die ökologische und soziale Wahrheit nicht reflektieren, sondern durch die Ausbeutung von Arbeitskräften und den Raubbau an unseren natürlichen Ressourcen künstlich tief gehalten werden. Das gilt leider auch für die sehr preisgünstigen Ökoprodukte, die zu einem grossen Teil importiert werden. Billige Ökotoaten, die aus dem Süden Italiens stammen, wo häufig die Gesundheit der Böden kein

Thema ist, und billige Arbeitskräfte aus Nordafrika für einen Hungerlohn unter menschenwürdigen Bedingungen arbeiten müssen, sind nur ein Beispiel dafür. Wenn die Ökolebensmittelwirtschaft nur auf diese Weise im Rennen um lineare Wachstumsraten mitmachen kann, dann ist es höchste Zeit darüber nachzudenken und an der Entwicklung eines zukunftsfähigen, ökologisch und sozial gerechten Wirtschaftsmodells nicht nur mitzuarbeiten, sondern sogar eine Vorreiterrolle zu übernehmen.

Die Suche nach regionaler Verankerung

Gerade in den letzten Jahren hat sich nämlich in weiten Teilen der Zivilgesellschaft, nicht zuletzt bedingt durch die Wirtschafts- und Banken Krisen, ein Bewusstsein gegen derartige Entwicklungen breitgemacht. Globalisierung ist für viele Menschen nicht greifbar und daher eher unheimlich. Man sehnt sich nach direkten Bezügen, nach Vertrautheit, nach **regionaler Identität** im weitesten Sinne nach Heimat. Dabei geht es nicht um Nostalgie und schon gar nicht

um die aus der deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts politisch belasteten Auffassung von Heimat, sondern um einen **modernen, demokratiefähigen Heimatbegriff**, des sich zu Hause Fühlens, der klaren Orientierung, der Verwurzelung. Die Entwicklung einer von der Gemeinschaft gestützten Landwirtschaft (community supported agriculture), des sogenannten «urban farming», der Wiederbelebung von Hausgärten bis hin zur Forderung wieder Küchen in Schulen kombiniert mit Schulgärten einzurichten, sind beredte Zeichen dafür. Hier muss der Ökolandbau anknüpfen und die Menschen abholen und für seine Anliegen gewinnen, aber dann auch den Bezug zur Region, zur Heimat herstellen. Erste Anfänge dazu sind vorhanden, wenn ich wahrnehme, dass z.B. die Einzelhandelskette ALNATURA ihre Filialen «verheimaten» will, d.h. Produkte von Ökolandwirten aus der Region mit klarer Kennzeichnung anbietet, und auch das Unternehmen BIOCOMPANY in Berlin durch bildliche Darstellung der Ökolandwirtschaftsbetriebe und der

Bäuerinnen und Bauern den Bezug zwischen Konsument und Produzent wieder herstellen will. Dieser direkte Bezug zwischen Urproduktion und Konsument ist wichtig, denn er fördert das gegenseitige Verständnis und die Bereitschaft, den wahren Preis für Biolebensmittel zu zahlen und nicht die durch Billigkooimporte auf das unterste Niveau gedrückten Preise. Es ist auch eine vertrauensbildende Massnahme, die absolute Transparenz voraussetzt und die Basis für neue Allianzen zwischen Erzeugern und Konsumenten bildet, wie sie in den Anfängen des Ökolandbaus durchaus üblich waren. Das bedeutet aber auch, dass der anonyme Kauf der billigsten Ökowerke irgendwo in der Welt, wie es leider heute vermehrt praktiziert wird, genau zu den gleichen marktwirtschaftlichen Mechanismen führen muss wie im konventionellen Landbau. Wenn Konsumentinnen und Konsumenten eine wirklich multifunktionale, ökologische Landwirtschaft wollen, die neben gesunden Lebensmitteln auch eine gesunde Landschaft mit hohem Erholungswert, sauberem Wasser,



Foto: Laszlo Maraz

sauberer Luft und grosser Artenvielfalt in der Natur erzeugt, dann muss diese Leistung auch honoriert werden und zwar genau dort, wo diese Leistungen dargeboten werden. Das verbietet geradezu importierte Billigökoware!

Die ökologische Lebensmittelwirtschaft als Motor für ein zukunftsfähiges Wirtschaftsmodell

Ist aber damit schon die Brücke zwischen Wissen/Erkennen und richtigem Handeln geschlagen und der Weg zu einem anderen Wirtschaftsmodell geebnet worden, bei dem nur die Bereiche wachsen, die sozial und ökologisch verträglich sind und die schrumpfen, die Natur und sozialen Zusammenhalt gefährden? Nein, noch nicht, dazu bedarf es den **Mut und die Bereitschaft zu grundlegenden Reformen**, die die ökologischen Grenzen des Wachstums respektieren und soziale Gerechtigkeit als wichtigstes Ziel anerkennen und die zudem die **kulturelle und ethische Dimension** unseres Handelns mit einbezieht. Hier liegt meiner Meinung nach die vornehme Aufgabe der Unternehmen der ökologischen Lebensmittelwirtschaft, die Motor einer solchen Entwicklung hin zu einem neuen Wirtschaftsmodell sein kann, ja von ihren Ursprüngen her sogar sein muss! Eine wesentliche Rolle spielt dabei natürlich auch der Konsument. Dies wurde besonders anlässlich der SUSCON – International Conference on Sustainable Busi-

ness and Consumption-2012 in Bonn hervorgehoben. In der «Bonner Erklärung» als Schlussdokument dieser Konferenz heisst es: «Das Modell des Wachstums und des Wohlstands, das die westliche Welt seit der industriellen Revolution dominiert hat, ist nicht länger ein Modell für zukünftiges Leben. Es ist unabdingbar, dass dieses ökonomische Paradigma gemeinsam mit dem westlichen Konsumverhalten geändert werden muss, wenn ein gerechter Ausgleich im globalen Massstab vollzogen werden soll.» Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen an der SUSCON 2012 sahen die Wirtschaft als Hauptakteur (driver and promoter) für diese negative Entwicklung und forderten Unternehmen auf, ihre gesamtgesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und ihre wirtschaftlichen Aktivitäten auf der Grundlage von transparenten Nachhaltigkeitskriterien zu betreiben. Sie verlangten zudem, dass «politische und ökonomische Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit Unternehmen Anreize erhalten, die Rolle als Katalysatoren («agents for change») für eine nachhaltige Entwicklung wahrnehmen.

Genau hier sollten der ökologische Landbau und die ökologische Lebensmittelwirtschaft eine solche Katalysatorenrolle übernehmen und sich mit einem neuen Verständnis von Fortschritt an der Leitidee der Nachhaltigkeit für die eigenen wirtschaftlichen Aktivitäten orientieren. Auch hier

Zum Autor

Prof. Dr. Hartmut Vogtmann wurde 1942 in Essen mitten im Ruhrgebiet geboren. Er studierte an der ETH Zürich Agrarwissenschaft und übernahm 1974 die Leitung des jungen FiBL (Forschungsinstitut für biologischen Landbau) in Oberwil in Baselland. Von 1975-1980 stand er der IFOAM vor und ist heute ihr Ehrenpräsident.

Seit 1981 ist er Professor für Ökolandbau in Kassel – es war damals der erste Lehrstuhl seiner Art und eine wichtige Etappe auch für die breitere gesellschaftliche Anerkennung des biologischen Landbaus. Nach einer Zeit beim Hessischen Landesamt für Regionalentwicklung und Landwirtschaft leitete er von 2000 bis zum formalen Pensionierungsalter 2007 das deutsche Bundesamt für Naturschutz.

Seit den 1980er Jahren berät er den britischen Thronfolger Prinz Charles bei der Entwicklung von dessen Öko-Farm wie auch zu verschiedenen Aktivitäten zur Förderung des Biolandbaus im Vereinigten Königreich. Seit Dezember 2012 ist Hartmut Vogtmann Präsident des Deutschen Naturschutzringes, des Dachverbands der deutschen Natur-, Tier- und Umweltschutzverbände e.V.

Deutscher Naturschutzring (DNR)
Marienstraße 19/20, 10117 Berlin
hartmut-vogtmann@t-online.de

müssen neue Allianzen geschmiedet werden zwischen Bauern und Verarbeitern und Händlern, die den Primärproduzenten eine verlässliche wirtschaftliche Basis bieten.

Auch das wird von Verarbeitern, die den regionalen Bezug bewusst herstellen, wie z.B. der Neumarkter Lammsbräu, erfolgreich praktiziert und verlangt Nachahmung auf breiter Ebene. Was Nachhaltigkeit unter diesen Prämissen bedeutet, hat Hubert Weinzierl in seinem Vortrag zum Transformationskongress so formuliert: «Entscheidungen nach unserem heuti-

gen Wissen so zu fällen, dass wir sie auch nach 30, 50 oder 100 Jahren verantworten können. Nachhaltigkeit in diesem Sinne ist der Weg in eine solidarische und bessere Welt, die den Frieden sichert und mehr Lebensqualität für alle möglich macht.» Dazu sind der ökologische Landbau und die ökologische Lebensmittelwirtschaft wie kein anderer Wirtschaftszweig geeignet. Es ist Zeit, dass diese Chance zur Etablierung eines solidarischen, **ökologisch und sozial lebensfähigen Wirtschaftsmodells** vom Ökolandbau ergriffen wird. ●

Interna

An der Hauptversammlung des Bioforums Schweiz am 22. Juni wurde Ernst Frischknecht aus Tann im Zürcher Oberland neu in den Vorstand gewählt. Ernst Frischknecht als ehemaligen Präsidenten der Bio Suisse und langjährigen Promoter, Förderer und Praktiker des Biolandbaus näher vorzustellen, hiesse Wasser in den Rhein tragen. Dass er mit seinem reichen Erfahrungswissen und seinem nach wie vor hellwachen und engagierten Geist sehr viel Wasser auf die Mühlen des Bioforum zu leiten vermag, davon sind wir hingegen überzeugt. Wenn mit ihm auch das Durchschnittsalter des Bioforum-Vorstands eher erhöht, nicht gesenkt wird, so wird das sicher mit seinem noch immer jugendlichen Elan mehr als kompensiert. Geht es ihm doch beispielhaft darum, nicht das Leben mit Jahren, sondern die Jahre mit Leben zu füllen. Wir danken Ernst für seine Zusage und freuen uns auf eine erspriessliche Zusammenarbeit.

Neu im Bioforum-Beirat ist Simone König aus Weiler in Vorarlberg. Mit einem Beitrag über den Sinn und die Aufgabe des Kuhhorns, mit Kasten zur Person, stellt sie sich in diesem Heft vor. Auch Simone König heissen wir im Bioforum recht herzlich willkommen.

Prof. Dr. Veronika Bennholdt-Thomsen, die sich aus Bielefeld und Wien nicht länger in dem Masse engagieren konnte, wie es ihrem Selbstverständnis als Beirätin entsprach, ist aus dem Beirat zurückgetreten. Zurückgezogen hat sich auch Prof. Dr. Urs Niggli, der sein Engagement beim Bioforum nicht fortsetzen möchte. Der Vorstand bedankt sich bei beiden Persönlichkeiten sehr für ihr jahrelanges Engagement und würde sich über den einen oder anderen Rat und Austausch weiterhin freuen! Der zurückgetretene Prof. Dr. Peter Hersche bleibt dem Bioforum verbunden, hat jedoch bis auf Weiteres aus gesundheitlichen Gründen

von einem erneuten Engagement im Beirat Abstand genommen. Auch Dr. Peter Moser, Leiter des Archivs für Agrargeschichte, war im Februar bis auf Weiteres aus dem Beirat ausgeschieden.

Somit verbleiben im Beirat Prof. Dr. Matthias Binswanger, Volkswirtschaftler an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hans Bieri, Geschäftsführer des SVIL, Claudia Capaul, Biobäuerin, DI Simone König von der Bodensee-Akademie, Dr. Nikola Patzel, Umweltwissenschaftler und Psychologe, Kaspanaze Simma, Biobauer aus Andelsbuch/Bregenzerald, unser Ehrenpräsident Werner Scheidegger, Lukas Schwyn, Pfarrer und Dozent für Wirtschaftsethik, und der Sozialwissenschaftler Dr. Jakob Weiss.

Für den Vorstand des Bioforum

Martin Köchli, Präsident ad interim

Würde Werte Wandel

Martin Köchli. Auf der Suche nach dem, was Kultur ausmacht, kommt man wohl am Begriff Würde nicht vorbei. Und: «Der Weise hat Würde ohne Überheblichkeit – der Dumme hat Überheblichkeit ohne Würde», sagt Konfuzius. Gescheiterweise gehört sie also dazu bei unserem täglichen Werken und Handeln, die Würde. So entstehen auch Werte dabei.

In der Diskussion um die Weiterentwicklung der Landwirtschaft, insbesondere auch des Biolandbaus, hat der Begriff meines Erachtens eine zentrale Bedeutung als Garant für einen respektvollen und eben auch würdevollen Umgang mit Mensch und Umwelt. Da bin ich auch überzeugt, dass der Mensch ein wichtiger Player ist im Zusammenspiel und Zusammenwirken, das alles Lebendige prägt. Aber eben nicht als arrogant-überheblicher Ausbeuter, sondern als Gestaltender und Aufbauender. Da stossen wir ja auch bei uns selber nicht immer nur auf Gegenliebe. Zu oft hat man als Zuvorkommender die Zwei am Rücken, zu oft ist Rücksichtnahme gleich Niederlage, zu oft geht aus einer vermeintlichen oder tatsächlichen Win-win-Situation ein Sieger und ein Unterlegener hervor. In seinem Buch «Gelassenheit und Lebensfreude – was wir vom Barock lernen können» weist der Historiker Peter Hersche auf die Bedeutung kooperativer Gesellschaftskonzepte

dieser Zeit hin. Nicht der Wettbewerb war die bestimmende Kategorie menschlichen Zusammenwirkens – auch des Zusammenwirkens mit der Natur – sondern Kooperation und grösstmögliche Harmonie waren das Ziel menschlichen Schaffens. Architektur, Musik und Literatur gaben dieser Suche nach Harmonie beredten Ausdruck und wirkten weit auch in handwerkliche und bäuerliche Gesellschaftsschichten und deren Schaffen hinein.

Nicht dass es in dieser Zeit nicht auch Unterdrückung und Ausbeutung, Ungerechtigkeit und bitterböse Armut, eben Unwürde, gab. Nicht nur für die Ausgebeuteten und Unterdrückten, sondern auch für ihre Peiniger, die nicht merkten, dass sie nicht nur dem Anvertrauten, sondern auch sich selber die Würde nahmen. Und das jederzeit und weltweit, auch heute. Aber zumindest ansatzweise gelang und gelingt immer wieder, was nachahmenswert ist: Jeder Obstgarten und jeder gezimmerte Balken, dem man Ausdruck und Würde verlieh, war nicht nur Zweck, sondern auch Gestalt, die dem schaffenden Menschen als Antwort Kraft und Glück verlieh. Ich meine, wir sollten in unserer Zeit des Tempos und der Termine, der Telefone und Traktoren, die ja auch uns bäuerliche Menschen erfasst hat und uns auszubeuten und zu unterdrücken – und allem

die Würde zu nehmen – droht, ab und zu daran denken. Denn nur Werte, die von der Würde gehalten sind, sind wirklich wertvoll und nur Wandel, der auf solchen Werten aufbaut, hat wirklich Bestand. ●



Tagung zum Welternährungstag 2013

Wie sind wir an Spekulation, Landvereinnahmung, Patentierungen und Machtkonzentrationen beteiligt? Ein komplexes Bild.

Freitag, 16. Oktober 2013, 13.30–20.15 Uhr, in Brugg-Windisch. Infos: Tel. 056 222 15 17, www.fhnw.ch/technik/ign/veranstaltungen, thomas.groebly@fhnw.ch

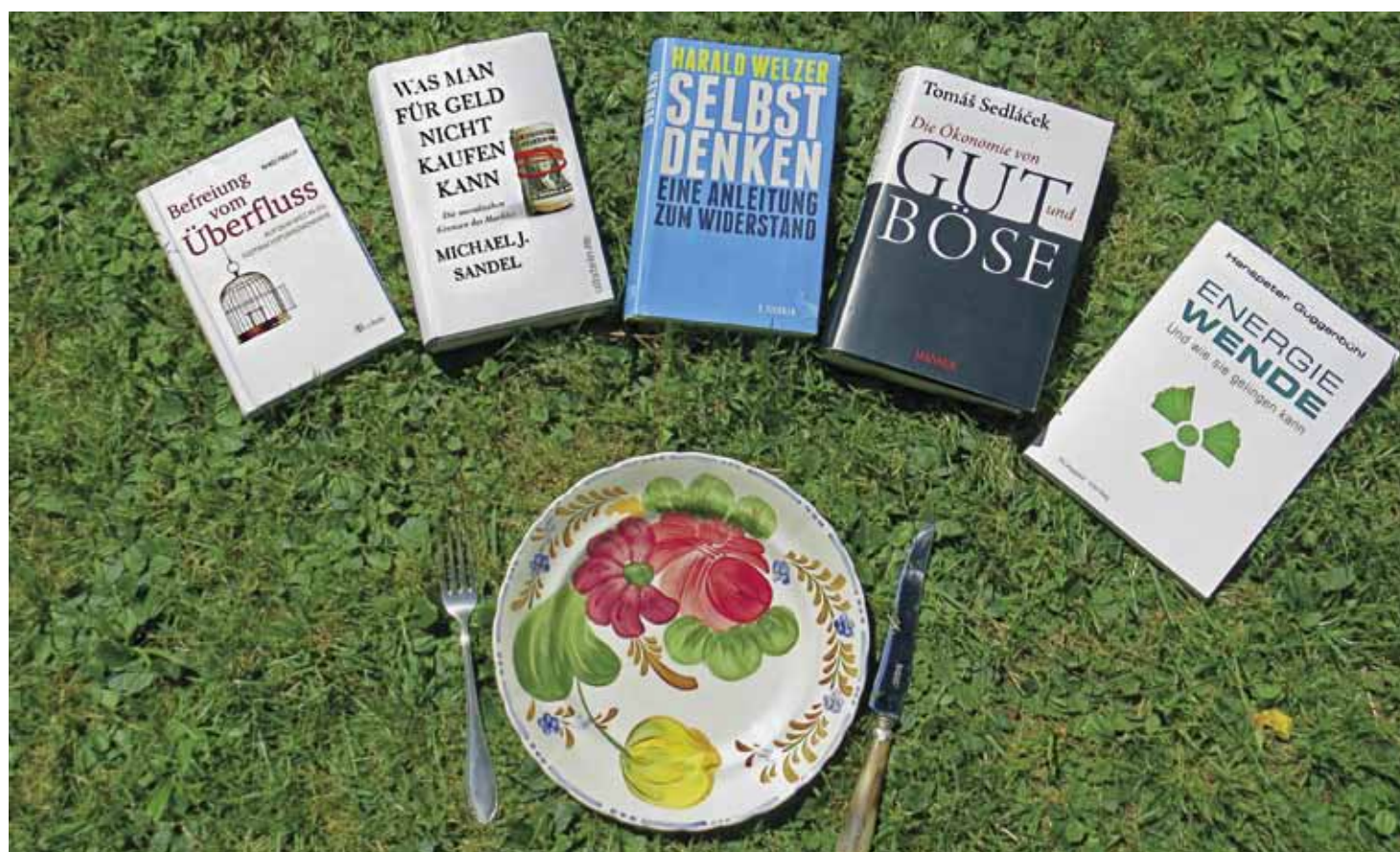
Foto: zvg

«Man kann beginnen sich ernst zu nehmen, bevor es zum Ernstfall kommt»

Jakob Weiss. Das Buch, aus dem dieser Satz stammt, ist das beste zur Welt- und Umweltproblematik, das ich seit langem gelesen habe. Ich verzichte beim Besprechen darauf, ein Haar in der Suppe zu suchen, um es demonstrativ auf den Tellerrand zu legen. Viel mehr möchte ich grossen Appetit auf die Lektüre wecken. Denn wenn dieses Buch von Ihnen gelesen wird, geht es nicht nur mit der Biolandwirtschaft aufwärts. Sondern auch mit dem oft zitierten Paradigmenwechsel vorwärts, den zwar nicht alle gleich definieren (vgl. K&P 3/12 und 4/12), aber alle für dringend nötig halten. Der Titel lautet: «Selbst denken». Man kann das auch übersetzen: Nimm deine Verantwortung wahr! Nur, tue ich das etwa nicht? Braucht mir das jemand vorzuschreiben? Der Autor, Harald Welzer, zeigt facettenreich, wo es hapert. Eingangs beschreibt er, warum unsere Wirtschaftssysteme umso erfolgreicher funktionieren, desto mehr Ressourcen sie verschleissen, um den raschen Konsum zu steigern. Da-

hinter steht die heutige ökonomische Orthodoxie: der Glaube ans stetige Wachsen. Was jedem Kind und Betrunkenen einleuchtet, so Welzer, dass nichts ständig nur wachsen kann, eben das versuchen nüchterne Experten der Wirtschaft – und in ihrem Schlepptau die Politik – unter Einsatz aller Kräfte nicht zu sehen und schon gar nicht ergründen zu wollen. Solange es noch «Ressourcen» gibt, mag das mit einigen sozialen «Kollateralschäden» hinhalten. Allerdings nur unter Ausblendung des Tempos, in welchem sich die Ausbeutung der Erde vollzieht. Dem Fortschritt und Erfolg der Nachkriegszeit kommen rapide die Voraussetzungen abhanden, auf denen sie stehen. Alles bis zum Überdross bekannt, könnte man sagen. Doch Welzer lamentiert nicht über böse Konzerne und das falsche Verhalten der andern irgendwo. In eleganter Verbindung von wissenschaftlichen Befunden und sozialen Gegebenheiten analysiert er unseren jetzigen gesellschaftlichen Zustand. Dabei macht er sozial-

historische Rückblenden (an denen wir mit dem eigenen Erlebten anschliessen können) und versucht sich in Vorausschau (die uns allen wichtig sein müsste). Anstelle von Globalkritik zeigt Welzer unsere kulturellen Muster auf, die zu dem führen, was ist. Und die sind nicht bestreitbar. Die Kritik am Zustand ergibt sich also von innen, man kann sie nicht abschieben. Doch mit dem einleuchtend Widersinnigen in meinem Alltag konfrontiert, möchte ich jetzt vielleicht an den bisherigen Selbstverständlichkeiten etwas ändern. Ins Visier der Kritik gerät nämlich nicht nur der sogenannte Mainstream, sondern genauso die grüne Politik (und vieles mehr). Auch diese sitzt mit grüner Technologie, Emissionszertifikaten, Mikrokrediten und was der Dinge mehr sind dem Geist des 'Immermehr' auf. Und die Armen dieser Welt sind das noch brachliegende Zielgebiet der Wachstumswirtschaft – Hunger zu lindern ist gut für den Umsatz. Ein starkes Erklärungsmoment für unser nach-



«Man kann nicht bequem eigener Meinung sein, es sei denn, sie wäre identisch mit der aller andern.» (Harald Welzer).

Foto: Jakob Weiss

haltiges Handeln auf der persönlichen Ebene ist das Phänomen der kognitiven Dissonanz. Sie schmiert unser nicht-denken-wollendes Verhalten. Wir Menschen schaffen es allzu problemlos, scharfe Widersprüche zu leben. Es ist nicht nur die junge Mutter im SUV (mit Aufkleber «Baby on Board»), die einen Bio-salat und ein neuseeländisches Gigot kaufen geht. Je differenzierter (oder komplexer) eine Gesellschaft ist, umso mehr erwischt es alle, dass sie irgendwo die falsche Rolle spielen bzw. schizophoren auftreten. «Fragen Sie mich als Politiker oder als Mensch?» – da gibt einer seine unvereinbaren Haltungen in krasser Offensichtlichkeit preis. Doch auch wir im kleinen Alltag präsentieren uns nicht einheitlich und konsistent, je nachdem ob wir zu Hause in der Familie, mit den Sportfreunden, am Arbeitsplatz oder als Touristen uns bewegen. «Moralische Überzeugungen sind nicht handlungsleitend, sondern geben uns eine Richtschnur dafür, welche Begründung dafür geeignet ist, eine falsche Handlung mit einem richtigen Bewusstsein in Deckung zu bringen.» Starker Tobak. Aber er fordert gerade in Verbindung mit der Suche nach verbindlicherer Moral (vgl. Sedlacek und Sandel weiter unten) eine spannende Selbstbeobachtung heraus. Welzers zahlreiche Kapitel sind kein Kurzfutter, obwohl kurz und leicht lesbar. Sie ergeben Zusammenhänge und bieten anhaltenden Verdauungsgenuss, man kann sie auch wiederkauen. Das Rezept für die nötige Wende – oder halt doch: Umkehr, nur geht es auf einem andern Weg zurück zur Zukunft – kann keine fixe Gebrauchsanweisung sein. Welzer zeigt aber an Beispielen, wie es gehen kann, damit wir unseren Handlungsspielraum besser nutzen und den Hang zu Konventionalität überwinden können. Lesen Sie selbst! Vielleicht sogar in Verzahnung mit den folgenden Büchern, die sich in ausgezeichneter Weise dem gleichen Thema, also dem Problematischen unserer Lebensweise, widmen.

Tomas Sedlacek heisst der Autor von «Die Ökonomie von Gut und Böse». Der Titel verrät, dass er zurück zu moralischen und ethischen Begründungen will, wenn es um das Wohlergehen der Menschheit geht. Nichts weniger als das will ja die moderne Ökonomie, sie hat schliesslich ihren Anfang heraus aus der Moralphilosophie genommen. Sedlacek zeichnet die Entwicklungslinien bis zurück ins Gilgamesch-Epos – für ihn auch eine ökonomische Geschichte – und über die christlichen Wurzeln bis hin zum Song «I can't get no satisfaction» der Rolling Stones. Seine Kultur-

geschichte der Ökonomie ist gespickt mit anschaulichen Beispielen und lässt Verbindungen zum eigenen gelebten Alltag entstehen. Heute versteht sich die Ökonomie gemäss Sedlacek weitgehend als Grundlage der Gesellschaft (anstatt umgekehrt) und sieht sich deshalb als Erklärung für alles. Womit sie sich stets nur selber erklärt. Durch die gegenwärtig vorherrschende Mathematisierung hat sie sich vom menschlichen Fundament, dem sie dienen sollte, losgelöst. Ihre computergestützten, immer datenreicher werdenden Modelle sind die Blase, die demnächst platzen müsste. (Die Planwirtschaft hat es schon hinter sich.) Kurz: Auf der lohnenswerten Entdeckungsreise durch die Geschichte wird die unsichtbare Hand, dieser säkulare Gott, von Sedlacek sehr kräftig geschüttelt. Herabfallen tun Begriffe wie Freundschaft oder Genügsamkeit oder Zeit haben. Für die marktwirtschaftliche Droge Konsum ein ungeliebter Humus. Und der Homo Oeconomicus steht entkleidet auch sehr unprätig im Feld herum.

Der Titel des Buches von **Michael Sandel** sagt ebenfalls klar, worum es geht: «Was man für Geld nicht kaufen kann. Die moralischen Grenzen des Marktes.» Allerdings wundert man sich am heftigsten darüber, was Geld heute eben doch kaufen kann. Zum Beispiel eine Leihmutter in Indien, die für weit unter 10'000 Franken einen fremden Embryo austrägt. Eine Niere. Soldaten, die auf privater Basis irgendwo kämpfen. Lebensversicherungspolice von älteren oder erkrankten Menschen, mit deren Tod sich spekulieren lässt. Auf der anderen Seite fragt man sich, ob jemand Geld damit verdienen darf (oder je nach finanzieller Lage «muss»), indem er sich auf den rasierten Kopf ein Firmenlogo tätowieren lässt. Sandel befürchtet, dass wir keine Marktwirtschaft haben, sondern bald eine Marktgesellschaft sein werden, wo alles, auch Gesundheit, Erziehung, politische Teilhabe oder Gerechtigkeit, einen Preis hat. Ein Wert wie «als Gemeinschaft leben» wird damit zerstört. Der Citoyen (die selbst denkende Demokratiebürgerin) wird obsolet, wo der Markt total ist, Zugehörigkeit ist nur noch eine Schablone. Dafür werden Ungleichheit und Korruption zur neuen Zivilisation. Man weiss es eigentlich schon, was falsch läuft, aber Sandel gibt einem Überlegungen, Begründungen und damit die Sicherheit in die Hand, beim nächsten Mal klarer zum eigenen Urteil zu stehen. Das wird dringend nötig, denn es ist perfid, wie der Markt sich in Lebensbezirke einschleicht, wo er nur zerstört, was uns lieb ist.

Im kleinen Büchlein «Befreiung vom Überfluss» geht **Niko Paech** auf die Widersprüche und falschen Versprechungen der Wachstum-ökonomien ein. Oder auf die Logik des Zuviel, je nach Standpunkt. Er legt aufgrund einfacher, physikalischer wie sozialer Tatsachen dar, dass unser Fortschritt eine Illusion ist, wo er von der Plünderung lebt. Ebenso die viel gepriesene Freiheit, wenn sie vor allem (neue) Abhängigkeiten schafft. Sein Blick auf die Energieproblematik entlarvt auch das «grüne Wachstum» als Irrweg. Und er ertappt mich als Lesenden immer wieder bei Rechtfertigungen, mein eigenes Verhalten nicht genauer anschauen zu wollen. Wir alle leben über unsere Verhältnisse – und glauben, das sei ein Menschenrecht. Verantwortung sieht aber anders aus.

Noch spezifischer auf den Energieverbrauch fokussiert ist **Hanspeter Guggenbühls** Buch «Die Energiewende. Und wie sie gelingen kann.» Er zeigt mit schnörkellosen Zahlen und mit Bezug auf unsere schweizerischen Gegebenheiten, wo wir uns – oft auf hohem energiepolitischem Niveau – auf Täuschungen einlassen oder die Verhältnisse beschönigen. Weil wir zum Beispiel ganz einfach Optimum und Maximum nicht unterscheiden. Oder statistische Reihen unzulässig in die Zukunft verlängern. Oder behaupten, Wirtschaftswachstum und ansteigender Energieverbrauch liessen sich entkoppeln und in «nachhaltiges» Wachstum überführen. Mit seinen knappen Exkursen in die Hintergründe, den illustrativen Tabellen und Graphiken, ist Guggenbühls Überblick über den Diskussionstand ein kleines weiterbildendes «Standardwerk» – zur eigenen Standortbestimmung.

Über alles hinweg: Eine düstere Zukunft müsste es bei keinem der Autoren werden. Aber aus dem Konsumrausch – oder ist es eine Lethargie? – sollten wir rasch aufwachen. Die Erde als Raum für ihre BewohnerInnen ist endlich, die Zeit hoffentlich nicht. Aber auch dies: Wussten Sie, dass es keine Mehrheit braucht, um die Dinge zu verändern? Die Mehrheit schreibt fest. Nur Minderheiten können das Festgeschriebene aufbrechen und in Bewegung setzen – oder den «Mainstream» umlenken. Dass die Landwirtschaft dafür in nahezu idealer Position ist, ergibt sich jedoch nicht vor allem aus der marginalen Anzahl der landwirtschaftlich Tätigen, sondern weil Bauern und Bäuerinnen besser als andere wissen müssten, dass kein Baum, aber auch kein Weizenhalm und kein Milchertrag in den Himmel wachsen kann. ●

Schwein gehabt – aber richtig!

Hermann Pennwieser hat 300 Mastschweine im österreichischen Innviertel – und mit ihnen zusammen pflegt er leidenschaftlich 35 Hektar lebendigen Boden. Wie das geht? Ein Hofbericht.

Nikola Patzel für K+P: *Bodenvergiftung und Gewässerüberdüngung brachten der Schweinemassentierhaltung ein Image als ‚Umweltsau‘ ein. Sie machen es anders und sind inzwischen oft als Redner über Bodenpflege gefragt. Woher kommt das?*

Hermann Pennwieser: Mein Grossvater lehnte sich gegen den Nationalsozialismus auf und in unserer Familie war eigenständiges Denken immer ein hoher Wert. So haben mir meine Eltern auch die Freiheit gelassen, meine eigene Lebensphilosophie zu entwickeln und damit schrittweise unseren Hof zu verändern. Während ich als Jugendlicher Hesse las und Psychologie, um einen Faden im Leben zu finden, habe ich erfahren, dass der Soja, mit dem wir die Schweine fütterten, aus Brasilien kam. «Das darf doch nicht sein!», dachte ich. «Es dürfen keine Regenwälder abgeholzt werden, nur damit wir hier Überschüsse produzieren.» Also habe ich mich entschieden: Entweder wir bekommen auf dem Betrieb einen Kreislauf mit Ackerbohnen hin, oder ich mache etwas anderes. Hätten wir damals in den Achtzigerjahren den allgemeinen Trend mitgemacht, dann ständen hier heute 3000 Schweine im Stall. Da hätte ich ja gleich ans Fliessband gehen können. Aber mein Ziel war, eine Balance zu finden: wirtschaftlich leben zu können, aber Energie auch noch für andere Sachen zu verwenden. Was sich bei mir innerlich schrittweise entwickelt, versuche ich als Bauer auch aussen zu realisieren.

K+P: *Idealistische Vorhaben gibt es immer wieder. Weswegen sind Sie bis jetzt nicht wie viele andere gescheitert?*

Pennwieser: Ich habe Neues jeweils erst nur auf kleinen Flächen ausprobiert, auch anfangs die Bio-Anbauverfahren. Dann sehe ich ja, was die Natur antwortet und kann anfängliche Ertragsdellen besser ausgleichen. Und oft sitze ich stundenlang da, denke etwas durch und rechne es betriebswirtschaftlich aus. Aber dann lasse ich das Rechnen sein und entscheide nach Gespür und Gefühl. Das braucht etwas Unabhängigkeit von allgemeinen Beratungstrends. Und einen kleinen finanziellen Spielraum von 5-10% in der wirtschaftlichen Kalkulation: der



Hermann Pennwieser

Foto: zvg

kommt aus geringen Maschinenkosten und gibt den Freiraum zum Ausprobieren. Dabei höre ich auch zu, was mir die Berater und Nachbarn sagen. Ich brauche ja auch immer Alternativen in der Hinterhand zu dem, was ich jeweils tue, denn ich mache auch Fehler und bin immer ein Suchender.

K+P: *Haben Sie alles selber entwickelt?*

Pennwieser: Zuerst ja, ich wollte nicht weg vom Hof. Aber nachher, nach der Matura im Gymnasium, habe ich noch das Landwirtschaftsstudium an der Uni für Bodenkultur in Wien gemacht, immer nur im Winter, auf die doppelte Zeit gestreckt. So habe ich mir einen Zugang zur Wissenschaft entwickelt und wissenschaftliches Arbeiten gelernt. Meine Diplomarbeit war über Humus und Bodenfruchtbarkeit. Ich wollte ja auch meinem Vater beweisen, dass das sattelfest ist, was ich mache. Dafür musste ich auch sauber recherchieren lernen, das ist mir bis heute sehr nützlich. Gerade, wenn man Informationen im Internet zusammensucht, ist es gut, wenn man diese Informationen auch wissenschaftlich etwas einschätzen kann.

K+P: *Erzählen Sie vom Futterbau für Ihre Tiere!*

Pennwieser: Weil unsere Flächen arrondiert sind, rund um den Hof herum liegen, haben wir

kurze Wege und genug Zeit, um mit kleinen Maschinen zu wirtschaften, die belasten den Boden weniger und geben mehr Zeit zum Hinschauen. Die Technik repariere ich selber, bei diesen älteren Modellen geht das noch. Ja, und die Ackerbohnen habe ich gerade wieder heringebracht. Sie sind heuer besser geworden als der Soja, der auch seit einigen Jahren kultiviert wird. Soja ist hochwertiges Eiweissfutter für die Ferkel, wäre aber Verschwendung für die älteren Schweine, da er aufgrund seiner geringen Beikrautkonkurrenzkraft und eher humusabbauenden Wirkung einen nicht zu grossen Anteil in der Fruchtfolge ausmachen sollte. Auch in der Bodenbearbeitung lautet das Motto Vielfalt: Beim Boden mache ich Mulchsaat und nutze auch den Pflug. Nur weil viele sagen, pfluglos sei das Ideal, stelle ich ihn nicht weg. Aber würde er irgendwann für mich nicht mehr passen, liesse ich ihn stehen. Im Ackerbau kann man meiner Ansicht nach nur auf dem bestehenden System aufbauen und das weiterentwickeln. Ich kann die Bearbeitung nur langsam im Zusammenhang mit der Fruchtfolge umstellen, das entschleunigt die Innovation. Dafür spiegeln mir die Beikräuter jedes Jahr, wo ich stehe. Es geht ja auch darum, zuhören zu können und die Spiegelung auf dem Acker zu sehen. Daran merke ich, was passt und was nicht, das braucht Zeit und ich kann nichts erzwingen. Bei so einer Witterung wie dieses Jahr mit dem Wechsel von zu nass und zu trocken sowieso nicht.

K+P: *Aber eine ideale Fruchtfolge ist doch nicht das, was die Schweine zu fressen brauchen.*

Pennwieser: Deswegen arbeiten wir mit Partnern zusammen. Ich baue auch Mais an, war damals Pionier im Maisanbau, habe ihn alle 6 Jahre. Der Mais bereichert die Fruchtfolge, solange es nicht zu viel ist, und unterbricht viele Getreidekrankheiten. Aber Mais macht den Speck weich. Die Schweine kriegen ihn nicht, sondern die Biobauern mit Hühnern, weil deren Eier dann gelber werden, oder die Milchbauern, wo das gut fürs MilCHFett ist. Ich tausche den Mais gegen Futtergetreide ein. Weiters gibt es bei uns Feldfutterbau mit Klee.

Diese Pflanzen dürfen ausreifen, wir sammeln die Samen mit dem Mähdrescher und verkaufen sie als Saatgut. Einige Leute holen bei uns auch Hühnerfutter im Naturalientausch. Das alles heisst also: Unsere Fruchtfolge wird betriebsübergreifend geplant und genutzt. So fliesst Energie zwischen den Bauern und zwischen ihnen und der Erde.

K+P: *Wenn so viel Aufmerksamkeit in den Ackerbau fliesst, wie finden Sie noch Zeit für die Schweine?*

Pennwieser: Die Schweine bekommen eine computergesteuerte Multiphasenfütterung. Jede Futterration wird vollautomatisch zusammengemischt und ausgeteilt. Das ist eine sehr effiziente Ernährung, optimiert für beste Fettsäuremuster im Fleisch. Ich war in unserer Region einer der ersten, der das vor 20 Jahren eingeführt hat. Die automatische Fütterung spart mir sehr viel Mühe, könnte jedoch dazu verleiten, den Bezug zum Tier zu verlieren. Deshalb gebe ich ihnen zweimal täglich ein paar Kübel Schrot per Hand in den Wühlbereich, schaue bei jedem Schwein vorbei und sehe, wie es drauf ist. Das macht die Tiere zufriedener und überträgt sich meiner Meinung auf das Fleisch. Meine Tiere werden auch später geschlachtet als üblich: sie wachsen bis rund 160 kg. Wir brauchen nicht möglichst viel Fleisch zur Ernährung, sondern die Zuwendung zum Tier und möglichst gutes Fleisch. Die Tiere haben mehr Zeit zum Grosswerden, ich habe insgesamt weniger Schlachtungen und brauche auch 1/3 weniger Eiweiss im Futter. Denn das Eiweiss benötigen die Tiere vor allem, wenn sie jung sind zum Muskelaufbau, wenn sie schon grösser sind, verzehren sie mehr vielfältiges Raufaserfutter. Ein Schwein kann im Dickdarm mehr Raufaser aufschliessen, als man denkt, das ist wie ein Pferd. Schon mit dem Futter wird die Gülle mit viel Kleie, Raufutter und dazu noch mit Zeolith und Wasser aufbereitet. Dadurch ist mehr Kohlenstoff im Kot, der den Stickstoff abpuffert, sodass es weniger Ammoniak in der Gülle gibt.

Der Hof

Der Hof der Pennwiesers liegt in Schwand im Innviertel in Oberösterreich, mit 35 ha Acker und 11 ha Wald, «im Winter ein schöner Ausgleich». Es fallen 850 mm Regen auf den sandigen Lehm im Zustand der Braunerde, ca. 400 m.ü.M.



Ein harmonisches Ensemble.

Foto: zvg

K+P: *Woher kommen Ihre Jungferkel?*

Pennwieser: Von einem Bio-Partnerbetrieb, der mit 40 Sauen die entsprechende Menge an Ferkel züchtet.

K+P: *Und wer kauft Ihre Schweine?*

Pennwieser: Seit 25 Jahren arbeiten wir mit einem Biobauern zusammen, der sich auf Schlachtung spezialisiert hat. Er kauft die Hälfte unserer Tiere und macht aus ihrem Fleisch unter anderem gereifte Schinkenspezialitäten und Salami in toller Qualität. Einige Jahre fuhr er damit so erfolgreich an die Wochenmärkte nach Salzburg, dass er nun dort auch noch einen Laden aufmachen konnte. Weiterhin haben einige Bauern und ich zusammen die Erzeugergemeinschaft «Bioschwein Austria» aufgebaut. So können wir mit dem Handel in Augenhöhe verhandeln und er ist für uns kein Schreckgespenst mehr. Über die Erzeugergemeinschaft verkaufe ich die andere Hälfte der Schweine, damit teile ich auch das Verkaufsrisiko auf, man weiss ja nie, wo was passiert.

K+P: *Im Biolandbau wird viel geredet, wohin die Reise gehen soll. Was meinen Sie?*

Pennwieser: Ich finde es wichtig, dass die Biobauern wieder aus der schwerwiegenden Abhängigkeit von den Betriebsmitteln herauskommen, die für den Boden und für die eigene Freiheit nicht gut ist. Wir müssen uns wieder bewusster werden, wie viel Freiheit und Potenzial unsere Höfe bieten können. Nötig dafür ist aber, Konzepte und Sachzwänge geistig aufzubrechen, damit wieder ein kreatives Ausprobieren stattfinden kann. Das ist auch für den langfristigen wirtschaftlichen Erfolg gut. Das meint nicht nur Wachstum, sondern auch zeitweise Schrumpfung und Ein-

bremsung hin zum nächsten Gleichgewicht. Genauso wie in der ganzen Volkswirtschaft auch Phasen nötig werden, die heissen: «weniger». Denn jedes exponentielle Wachstum führt dazu, dass ein Schnitt nötig wird. Ich bereite mich schon jetzt innerlich darauf vor, Leute auf unserem Hof mitarbeiten zu lassen, die heute noch Dinge produzieren, die man nicht zum Leben braucht. Wir können den Betrieb für mehr Leute öffnen, wenn das Wirtschaftssystem sich ändert. Dann wird sich auch die seelisch-emotionale Komponente auf dem Hof ändern.

Aber diese Änderungen in der Wirtschaftsweise brauchen auch vorausschauende politische Konzepte. Aber was wir nicht brauchen, ist die im Biolandbau häufig begangene Sackgasse der Überheblichkeit, mit dem Finger auf andere zu zeigen. Wichtig ist, gut zuzuhören und die Bauern bildlich dort abzuholen, wo sie im Leben gerade stehen, und sie ein Wegstück lang zu begleiten. Ich freue mich immer, wenn Leute, die anders arbeiten, merken, dass sie mit mir reden können.

K+P: *Was macht eigentlich Ihre Frau?*

Pennwieser: Meine Frau prägt den Lebensplatz hier. Wir reden über alles, auch über fachliche Fragen, und sie bringt gute Ideen ein. Wir haben vier Kinder, das jüngste wurde in diesem Frühling geboren. Meine Frau stresst sich und die Kinder nicht damit, dass sie meint, mir unbedingt in der Landwirtschaft und womöglich beim Expandieren auf 300 Hektar helfen zu müssen. Mit unserer Lebensweise haben wir einen niedrigeren Rang in der Gesellschaft, aber trotzdem unseren Selbstwert und keine innere Leere. Ich weiss, diese Rollenaufteilung gilt bei vielen Menschen heute als antiquiert, aber für uns ist sie sehr stimmig. ●

Warum Wasser für Land und Landwirtschaft wegweisend ist

Im Gespräch mit dem Gewässerforscher Wilhelm Ripl

«Wasser ist der Schlüsselfaktor in sämtlichen Lebensprozessen. Auch im Humushaushalt der Böden und im Temperaturhaushalt der Landschaften. Wasser ist in Wechselwirkung mit allem Lebendigen.» Dies sagt Prof. Dr. Wilhelm Ripl, früherer Fachgebietsleiter für Limnologie (Süßgewässerkunde) an der Technischen Universität Berlin. Kultur und Politik hat bei ihm nachgefragt.

Nikola Patzel für K+P: *Herr Ripl, Sie sagen, wir schauen in Mitteleuropa zu wenig aufs Wasser. Warum?*

Ripl: In der Umweltpolitik reden alle vom Klima, im Biolandbau auch vom Boden. Aber es ist das Wasser, das über Humus und Lokalklima entscheidet. Die natürliche Pflanzendecke hält das Wasser in regional kurzgeschlossenen Kreisläufen. Die Regionen schaffen durch Druck- und Temperaturdämpfung die Voraussetzung für die globalen Kreisläufe. Aber dieses natürliche Steuerungssystem ist auch in Europa durch ständiges Absenken des Bodenwasserspiegels sehr geschwächt worden: Die Pflanzendecke der Landschaften wurde durch die Menschen total umgestaltet. Der Unterschied zeigt sich krass im Vergleich der vorherrschenden urbanen und Agrarlandschaften mit den verbliebenen Urwaldvorkommen. Auch der Biolandbau hat noch viel zu tun, um die Renaturierung seines Wasserhaushalts zu fördern.

K+P: *Diesen Sommer hatten wir vielerorts erst Überschwemmungen, dann Trockenheit. Ein Bioberater in einer betroffenen Region hat mir gesagt: das ist die Klimaänderung, das können wir auch mit bester Bodenernährung und Humusaufbau kaum abpuffern. Wie sehen Sie das?*

Ripl: Man muss das systemisch sehen: Wir Menschen haben durch vielfach zentralisierte Wasser- und Energiewirtschaft tiefer in den Wasserhaushalt der mitteleuropäischen Landschaften eingegriffen, als wir meinen durch Auendränage und Dämme getan zu haben. Landwirtschaftsböden leiten das Wasser viel schneller ab als natürliche Böden. Das beschleunigt auch den Verlust gelöster Humus-



Wilhelm Ripl

Foto: Wolfgang Schmidt

und Mineralstoffe. Die Urwaldböden Europas verlieren nur rund 10-20 kg gelöste Nähr- und Basenstoffen pro Hektar und Jahr. Von unseren heutigen Äckern jedoch gehen 1500 kg durch Versickerung verloren. So wird der seit der letzten Eiszeit gewonnene Boden wieder weggeschwemmt. Zudem hat die Land- und Wasserwirtschaft die Böden auch in ihrer Verdunstungsfähigkeit sehr eingeschränkt. Die Pflanzendecke nimmt weniger Wasser auf und verdunstet weniger, als sie in natürlicher Zusammensetzung könnte. Auch kommt zu viel Luft durch die Bearbeitung in den Boden, sodass Humus mehr ab- als aufgebaut wird. So entsteht ein Teufelskreis von Humusverlust und Wasserverlust. Aber entweder wir wirtschaften nachhaltig und die Vegetation ver-

dunstet genug Wasser. Oder das durch den Boden fließende Wasser nimmt die wichtigsten Basisstoffe für die Vegetation mit sich. Wir können den Wasserhaushalt nicht einfach mit Humusaufbau steuern, wenn der Bodenwasserspiegel absinkt, die Oxidation des Humus zunimmt und die Humusbildung selbst sehr stark vom Wasserhaushalt abhängt.

K+P: *Spielt hier auch der Niederschlag eine Rolle?*

Ripl: Natürliche Wassereinzugsgebiete haben durch ihre Vegetation einen eigenen kleinen Wasserkreislauf mit täglicher Taubildung. Aber den haben wir fast nicht mehr. Durch das Zusammenwirken von Landwirtschaft und Wasserbau (Dränierung, Flussbegradigung, Kahlschläge) haben wir in jedes Einzugsgebiet eingegriffen und den Abfluss beschleunigt. Nicht nur in urbanen Gebieten wird während des Sommers der Grundwasserspiegel stark abgesenkt. Mehr Abfluss und weniger Verdunstung heißt aber: Überhitzung des Bodens, weniger Wolkenbildung, weniger lokal entstehende Niederschläge. Wasser gibt es in Europa genug, die Landschaft muss es aber auch halten können, sollen Trockenzeiten vermieden werden.

K+P: *Sie kritisieren die Klimaforschung, dass sie als Ursache für die Temperaturen viel zu sehr aufs CO2 und viel zu wenig aufs Wasser achten würde. Weshalb?*

Ripl: Ein Mensch, der schwitzt, kühlt sich und hält so die richtige Temperatur zum Leben. Auch die Landschaft kühlt sich durch Verdunstung. Das ist so naheliegend und wird trotzdem immer wieder übersehen. Verdunstung nimmt Wärme physikalisch auf und trägt sie in höhe-

Wilhelm Ripl

Prof. em. Dr. Wilhelm Ripl, geboren 1937 in Niederösterreich, leitete das Fachgebiet Limnologie am Institut für Ökologie an der Technischen Universität Berlin. Er gründete das «Systeminstitut Aqua-Terra e.V.» (www.aquaterra-berlin.de) und empfiehlt www.zukunftspost.blogspot.com.

re Atmosphärenschichten, wo sie bei der Wolkenbildung wieder frei wird. So kühlt sich die Erdoberfläche, auf die es ja ankommt, auch wenn die höhere Atmosphäre in meist nichtlinearer Form wärmer wird. Entscheidend ist: Pflanzen kühlen sich auf Temperaturen, die kühler sind als die Meeresoberflächen. Weil Wasserdampf immer vom Wärmeren zum Kühleren wandert, ziehen Pflanzendecken Wasser vom Meer aufs Land. Mit ihren Tauzyklen können die Pflanzen selbst Schritt für Schritt Wüsten begrünen und dort Temperatur-extreme verhindern. Das ist die lebendige Erde.

K+P: Und dieser Kühleffekt ist heute behindert?

Ripl: Wird die Wasserkühlung schwächer, wirkt sich das viel viel stärker aus als alles CO₂. Menschlicher Einfluss hat die Kühlungs-fähigkeit der Pflanzendecken stark vermindert. So entstehen die vermehrten übermäßigen Hitzephasen an Sommertagen. Das kann eine Belastung für die Menschen sein, ist es aber vor allem für die Pflanzen, eine negative Verstärkung. Das sah man heuer an der zu schnellen Getreidereifung auf trocken-heissen Böden –oft geradezu einer Notreifung –trotz der riesigen Regenmengen, die erst wenige Wochen zuvor gefallen waren.

K+P: Unbestritten ist, dass Wasserdampf in der Atmosphäre das wichtigste Treibhausgas ist.

Ripl: Ja, aber eben auch in der Kühlung: In der Atmosphäre hat Wasserdampf bei einer etwa 10-50-fachen höheren Konzentration des eine durchschnittliche Umsatzzeit von 9 Tagen, im Vergleich zu etwa 2 Jahren beim CO₂. Jedes Mal, wenn ein Liter Wasser verdunstet, nimmt er 2450 kJ Wärmeenergie von der Oberfläche eines Gewässers, des Bodens oder einer Pflanze auf, und gibt sie erst in Wolkenhöhe bei der Kondensation wieder ab. Wenn nun eine Wolke entsteht, gibt es durch die Kondensation des Wasserdampfes sofort einen Unterdruck, der weitere feuchte Luft ansaugt und dann fällt Regen. In diesen Prozessen sind Grenzflächenphänomene sehr wichtig, die können durch keine statistischen Mittelwerte irgendwelcher Messstationen erfasst werden. Der Wärmewandel vollzieht sich an den Grenzflächen und latente Wärme wird von keiner Messstation erfasst. Dieser Wärmetransport durch Wasserverdunstung weg von den Erd-Grenzflächen in die höhere Atmosphäre funktioniert nichtlinear, ist

also praktisch unberechenbar. Deshalb wird der Wasserhaushalt und besonders die mögliche Kühlung in den Klimamodellen auch kaum eingerechnet und das ist eine folgenschwere wissenschaftliche Sünde. Aber Wasser zu berechnen, geht eben noch schlechter, als einen Pudding an die zu Wand nageln. Ich habe dieses Problem intensiv mit den Kollegen Thermodynamikern und Physikern diskutiert. Ich habe die peinliche Schwäche ihrer Modelle gesehen, dass sie die Wirklichkeit nicht abbilden können. Die Wunde der Physik ist, dass sie die Wirklichkeit gar nicht erfassen kann, die ist intrinsisch unberechenbar, von den Beschränkungen unseres Gehirns und alles Menschen-gemachten angesichts der Natur ganz zu schweigen. Wir haben hier eine elementare Erkenntnisbegrenzung. Und nicht einmal die Statistik hilft darüber hinweg. Für Schätzungen aufgrund von Statistik muss man die Häufigkeitsverteilung der Objekte kennen. Aber wir haben nicht den Schimmer einer Ahnung, was da alles läuft und wie die bewegten Stoffe an einem Ort und zu einem Zeitpunkt konkret verteilt sind, erst recht nicht an den Grenzflächen. Also können wir auch keine brauchbaren statistischen Berechnungen dazu machen.

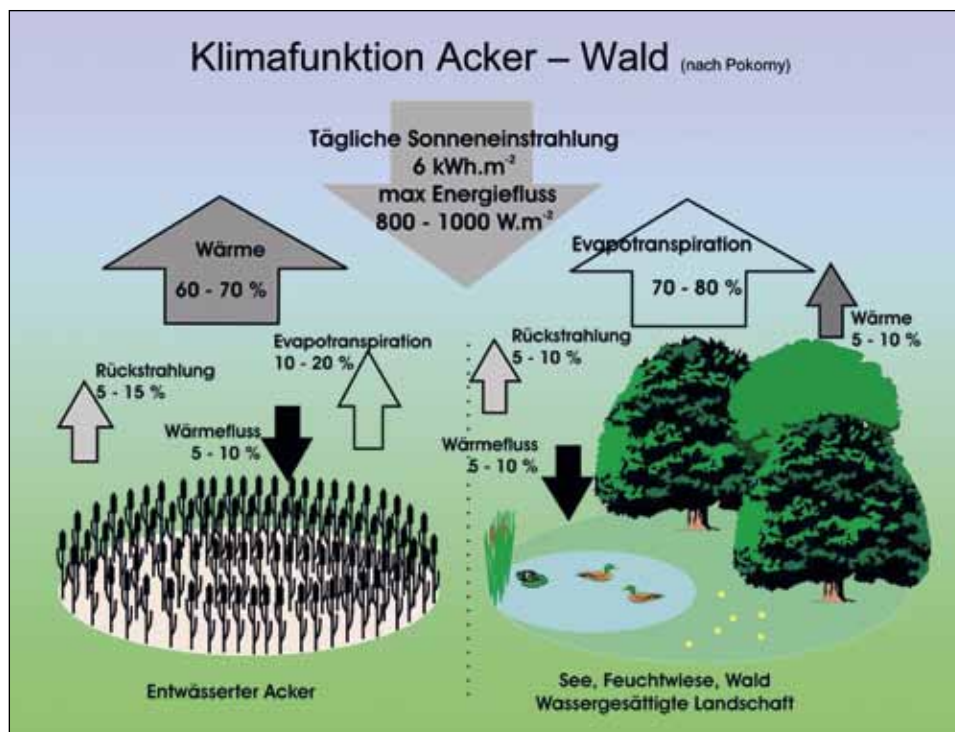
K+P: Wir können wir denn mit dem unberechenbaren Verhalten des Wassers umgehen?

Ripl: Das Rechnen und die Statistik, das gibt es in der Natur nicht. In der Natur wird alles über Rückkopplungen gesteuert, also sich selbst verstärkende oder sich selbst abschwächende Prozesse. Wenn wir das Rückkopp-

lungssystem der Natur gestört haben, dann können wir zwar kein funktionierendes System selber basteln, aber wir können mittels intelligenter Impulse erreichen, dass in einer Region die natürlichen Rückkopplungen wieder die notwendige Dämpfungen aufweisen.

K+P: Was kann man also auf einem hiesigen Bauernhof tun, damit das Korn nicht mehr in Notreife geht?

Ripl: Ich habe mich Grundfragen unserer Landschaft beschäftigt und bin immer wieder zur Überzeugung gekommen, dass wir an jedem Ort und zu jedem Zeitpunkt eine verdunstungsfähige Landwirtschaft brauchen, die sich selber das Klima machen kann. Wir müssen immer Wasser in der Landschaft haben, sodass auch der kurzgeschlossene Wasserkreislauf funktioniert, damit immer gekühlt werden kann und wir auch von den Meeren das nötige Wasser bekommen. Das wäre die oberste Wirtschaftsmaxime, die wir brauchen. Wir müssen der Vegetation die Möglichkeiten geben, genug Wasser zu verdunsten, und darüber hinaus sollten wir «Sölle», also Wasserflächen auf dem Land gestalten. Jeder kann das bei sich machen, sodass sich das Kleinklima verbessert. Jede Verdunstungsstelle ist ein Dämpfungsglied in der Landschaft. Stellen Sie sich vor: Im europäischen Urwald ist der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht nur 4-5 °C. Und unter gleichen Verhältnissen auf Ackerland in Bodennähe sind es 20-30 °C. Daran sehen Sie, wie schwach die Dämpfungsglieder in diesen Landschaften nur noch sind.



Aber Tatsache ist auch: Jedes Stück Erde strebt, wenn von Vegetation bewachsen, dahin, dass die Temperaturdämpfung besser und besser wird. Wenn der Wald mal da ist, dann funktioniert die Vegetation immer optimal. Wir brauchen nun Pflanzendecken in der Landwirtschaft, die ähnlich effektiv sind wie ein Wald oder ein Feuchtgebiet. Wir müssen nur die Anfangsimpulse geben. Dann ist regionale Wasser- und Klimapolitik möglich. Und diese Tätigkeit müsste dem Bewirtschafter auch leistungsgerecht abgelingen werden.

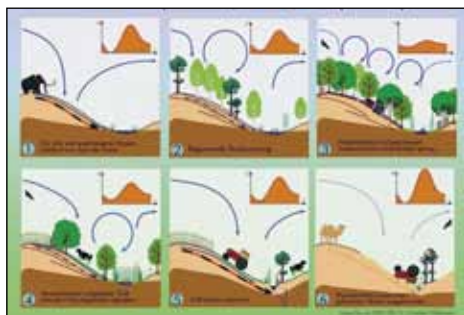
Wir leben von der Funktion der Natur und nicht von der Struktur. Deshalb ist es auch ein Fehler, nur auf Humus zu schauen. Die Pflanzen bringen über Verdunstung und Wasserstand genauso viel Sauerstoff in den Boden, wie sie brauchen. Die Pflanze regelt das Wasser im Boden je nachdem, wie sie es braucht. Sie fördert auch den Humus, aber wenn wir den Boden ständig pflügen und belüften dann wird Humus destabilisiert und veratmet.

K+P: Heisst das, sie setzen sich für pfluglosen Anbau ein?

Ripl: Ganz bestimmt: Wir brauchen eine pfluglose Landwirtschaft, weil wir damit der Pflanze den Wasserhaushalt und den Lufthaushalt und damit auch die Mineralisierung überlassen. Wenn wir zusätzlich etwas mit menschlicher Intelligenz machen wollen, müssen wir das sehr vorsichtig und rücksichtsvoll tun. Letztlich heisst das: Wir brauchen eine Landwirtschaft, die es in Europa auch zu Zeiten reichlicher Ressourcen noch nie gab. Wir waren und sind bis heute ein Entwicklungsland, soweit es die Ressourcennutzung betrifft

K+P: Was es in Europa wohl noch nie in der Fläche gab, nämlich nachhaltige Landwirtschaft, hat es aber wohl in anderen Kontinenten wohl gegeben: Im Niltal zum Beispiel oder im Amazonas-Gebiet, wohl auch in China.

Ripl: Ich bin mir nicht sicher, ob wir da etwas bewusst gemacht haben. Dort wurde eher et-



Abfolge: Nacheiszeit, Wald, Landwirtschaft, Wüste? Grafiken: Wilhelm Ripl

was zugelassen als gemacht. Das Zurücknehmen des selber Tunwollens war das Erfolgsrezept dort, wo es funktionierte. Und was haben wir dann bewusst daraus gemacht? Den Assuan-Damm gebaut und den Zweischluchtenstaudamm. Man muss allerdings auch sagen: Die früheren Hochkulturen, die noch einermassen nachhaltig wirtschafteten, hatten auch eine wesentlich geringere Populationsdichte als wir heute haben.

K+P: Glauben Sie also, es muss einen Populationszusammenbruch des Homo Sapiens geben?

Ripl: Wir werden wahrscheinlich nicht um lokale und vorübergehende Zusammenbrüche herumkommen. Dabei könnten wir es besser machen. Was unserer Gesellschaft fehlt, ist die zellulare Struktur mit Grenzen und internalisierten Regelmechanismen, die nicht vorrangig menschengemacht sind, sondern wo sich die Natur selber regeln kann. Wir müssten dringend das natürliche Einzugsgebiet als natürliche Grenze ansehen und darin und damit wirtschaften und helfen, die Kreislaufwirtschaft regional zu optimieren. Wir könnten die Industrie dezentralisieren und eine «Common Rail» als Transportmittel für das Land gestalten, wo jeder drauf tut, was irgendwo hinsoll, und herunternimmt, was für ihn bestimmt ist. Wir brauchen eine Reruralisierung der Siedlungsformen oder andersherum eine stärkere Durchsetzung der urbanen Strukturen mit Dämpfungsgliedern für ihren Wasser- und Temperaturhaushalt. Typischerweise geschieht das durch Mischkulturen, aber der Mensch hat auch Möglichkeiten spezieller Intensivkulturen, auch der Subsistenz in der Stadt.

K+P: Was ist Ihr Bild von der Natur?

Ripl: Die Natur reagiert auf jede fundamentale Störung des Systems mit einer Strategieänderung. Wenn die Natur vor eine Wand fährt, dann macht sie einen evolutionären Sprung. Irgendwann beginnen Organismen oder Gesellschaften, die bis anhin kümmerten, Kreislaufprozesse ein und somit positive Selbstverstärkungen. Die Artenvielfalt wächst und ein grosser Fortschritt nach einer absterbenden Pionierphase wird erzielt. So wie es bei der Erdbesiedlung erst Monokulturen gibt, dann Artenvielfalt. Aber voraussagbar ist das nie, weil man nicht weiss, wann man in die positive Rückkopplung kommt zu einem neuen Systemzustand. Wir können das nicht technisch machen, sondern nur anregen und zulassen. Meine Auffassung ist, dass die Evolution immer in die po-

sitive Richtung verlaufen ist, alles andere hat sich jeweils wegsortiert aus der Dauerhaftigkeit an einem Ort. Wir haben das nach der Eiszeit bei der Erstbesiedlung gesehen: Wir hatten Pionierpflanzen, die hatten sich nach 1000 Jahren soweit sortiert, das das Klimaxstadium kam mit den geringsten Sediment-Anhäufungen, ein effizientes und nachhaltiges System.

K+P: Und was ist aus Ihrer Sicht die Rolle des Menschen?

Ripl: Wenn der Mensch intelligent wäre, müsste er in die Pubertät kommen und sagen, die Ressourcen, die er wie eine Pionierpflanze aus dem Boden schürfen konnte, sind nicht mehr in Massen vorhanden. Als brauchen muss Einheitsbrei durch zellulare Strukturen abgelöst werden, in überschaubaren Maßen dürfen auch Versuche misslingen, bis sich die richtigen Rückkopplungen finden. Aber diese Differenzierung können wir nicht auf dem Reissbrett schaffen, sie kann nur das Resultat natürlicher Prozesse sein. Wo der Mensch bisher eingriff, hat er die Bewirtschaftungsdauer der Böden so verkürzt, dass selbst Wüsten entstanden sind wie an der Nordküste Afrikas. Ich glaube nicht, dass das eine Grundeigenschaft der Natur ist, sondern eher, dass der Mensch seinem Auftrag, intelligent zu werden durch den Ressourcenreichtum der Natur, noch nicht nachgekommen ist.

K+P: Mit welcher Aussage möchten Sie dieses Interview beenden?

Ripl: Wir sollten nach Prozesskenntnis streben, nicht nach starren Strukturen und ‚Gesetzen‘. Das Verhalten der Natur zeigt sich in vielen miteinander gekoppelten Prozessen. Was es an Stabilität gibt, das hat mit den durch Selbstoptimierung angestrebten Dämpfungsgliedern in den Systemen zu tun, wie eben einem regionalen Wasserhaushalt mit regionaler Klimaregulierung. Diese Dämpfungsglieder sind notwendig für die Stabilität, soweit wie das Leben sie braucht. – Unser Kästchen- und Bilanzdenken wäre zurückzunehmen und die Sprache sowie das Lernen sollte mehr funktionsorientiert werden, da wir ja von Funktionen leben. Zwischen der Pflanze und dem Wasser zum Beispiel. Nachhaltige Ökosystemqualität spiegelt sich durch optimale Temperaturpulsdämpfung durch das allgegenwärtige Vorhandensein von Lebewesen (lebendigen dissipativen Systeme) und dem intelligenten Systemsteuerer Mensch. Und der soll bei allem nicht vergessen: Auch der Tod ist eine Voraussetzung für das Leben. ●

«Hörnerfranken!»



Petition für Direktzahlungen für behornte Kühe und Ziegen

Die Werbung zeigt Kühe immer mit Hörnern, denn von Natur aus haben Kühe eben Hörner. Aber in der Schweiz leben heute ca. 90 % der Kühe ohne Hörner. Um die restlichen 10 % der behornten Kühe zu erhalten, ging am 6. Dezember 2010 beim Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) der «Hörnerfranken»-Vorschlag in einem offenen Brief ein, von den beiden Bergbauern Daniel Wismer und Armin Capaul. Darin steht, dass bei den neuen Direktzahlungen (unter tierfreundliche Produktionsformen) ab 2014 die Bauern, die ihren Kühen die Hörner lassen, pro Kuh (1 GVE) mit 1 Franken pro Tag honoriert werden sollen. Und bei den Ziegen (5 Ziegen = 1 GVE) wären das 20 Rappen pro Tier und Tag. Auch aufgrund dieser Petition wurde ein Projekt beim Bundesamt für Veterinärwesen begonnen. Die Laufzeit ist von Mitte Mai 2013 bis Mitte Mai 2016 geplant.

April 2013 – März 2016: «Untersuchungen zur Bedeutung des Hornstatus bei Milchkühen.»

Informationen: Tanja Kutzer, Dr. agr. Eidgenössisches Departement des Innern EDI, Zentrum für tiergerechte Haltung, Wiederkäuer und Schweine, Tänikon, 8356 Ettenhausen (Schweiz), Tel. +41 52 368 33 81, Fax +41 52 365 11 90, tanja.kutzer@agroscope.admin.ch, www.bvet.admin.ch, www.agroscope.ch BfV, Schwarzenburgstrasse 155, CH-3003 Bern, 0041 (0)31 324 98 06 (Dr. Tanja Kutzer und Dr. Heinrich Binder)

Weitere Infos zur Hörnerfranken-Geschichte, Unterschriften-Sammelwettbewerb und Herunterladen der Petitionsbögen unter www.valengiron.ch. Herzlichen Dank für Ihre Stimmeabgabe für behornnte Tiere, im Namen der IG Hornkuh: Armin Capaul, Bergbauer, Tel. 0041-(0)32 493 30 25.

Spenden mit dem Vermerk «Hörnerfranken» auf das Konto ZKB 80-151-4, IBAN CH 09 0070 0113 2005 6569 5, Verein Fintan Fünf, Martin Ott, 8462. (Der Verein Fintan Fünf ist

steuerbefreit, deshalb geht das Geld für die Spenden dorthin. Jeder Spender erhält eine Spendenbestätigung für das Steueramt).

Kommen Sie auch am **13. Oktober 2013** zum 3. Schweizer Hornfest in Solothurn bei Ursula und Martin Riggenbach, Rosegghof, Weissensteinstrasse 76, 4500 Solothurn, Tel. 032 621 59 27 (ab 10.30 Uhr Begrüssungskaffee und Musik).

Bitte Petitionsbogen retournieren für den Wettbewerb bis am **30. September 2013** oder bis Ende der Sammlung (**30. November 2013**) an: Armin Capaul, Valengiron, 2742 Perrefitte (muss nicht von Gemeinden beglaubigt werden, Kinder und Ausländer dürfen auch unterschreiben!)

Die Petition wird am **6. Dezember, ca. 14.30 Uhr**, dem Bundeshaus übergeben werden. Das Mitführen von Kühen und Ziegen ist bewilligungspflichtig. ●

Vorname/Name	Adresse	PLZ/Ort	Unterschrift

Das Horn

Martin Ott. Das Besondere der Kuh ist ihr stabiles Gleichgewicht zwischen dem Wahrnehmen der Aussenwelt und der Wahrnehmung ihrer dauernd rumorenden und lebendigen Innenwelt – sprich Verdauungstätigkeit, Wiederkauen usw. Um dieses Gleichgewicht quasi millimetergenau jeden Tag neu ausbalancieren zu können, bildet sie täglich etwas Horn. Das Horn bedeckt den äusserst nervendurchzogenen und sensiblen, warmen weil stark durchbluteten Knochen am Kopf. Stellen Sie sich vor, Sie würden Ihr hochempfindliches Schienbein an Ihrem Kopf wachsen lassen. Mit der Bildung von Hornhaut, genau wie wir es beim Arbeiten an den Händen wachsen lassen, reguliert nun die Kuh ihre Grenze zwischen Innen- und Aussenraum, an den Klauen und an den Hörnern. Täglich neu und gezielt, das Horn wächst so das Leben lang.

Durch die Hörner kann die Kuh in der Herde den für ihre individuelle Würde notwendigen Distanzraum beherrschen. In diesem Raum, er ist von Tier zu Tier verschieden gross, kann die Kuh sich als Eigenwesen erleben. Er wächst mit der Erfahrung und der Grösse der Hörner. Dadurch entwickeln Kühe Persönlichkeit.

Und bei der Körperpflege kann die Kuh mit den hochsensiblen Hornspitzen Körperteile erreichen, die sie sonst nicht erreichen könnte.

Verantwortung – eine kurze Krankheitsdiagnose

Jakob Weiss. Der Verantwortung geht es heute so schlecht wie der Nachhaltigkeit. Wenn man ans Wort klopft, tönt es hohl. Wo es hoffnungsvoll beschworen wird, traut man den Predigern nicht mehr. Verspricht es in Grundsatz-erklärungen noch Halt, fällt es kurz danach durch alle Böden hindurch.

Natürlich verdiente ein grosser Wert wie Verantwortung eine tief grabende Abhandlung. Er ist bestimmt wieder in vielen 1. August-Reden beschworen worden. Ich möchte stattdessen auf nur einen Punkt hinweisen, der mir den wesentlichen Grund für die Erosion an Bedeutung schon zu enthalten scheint: Verantwortung wird heute in Quantitäten, meist sind es Geldmassstäbe, gemessen. Dabei ist es geradezu belustigend zu beobachten, wie gescheite Leute das hohe Einkommen eines einzelnen Menschen – wir reden mal von 10'000 Franken/Euro/Dollar pro Tag, allgemeine Feiertage inklusiv – mit der Last an getragener Verantwortung rechtfertigen. Sie tun es oft für andere, manche für sich selber, immer besorgt und feinfühlig gegenüber uns kaum bekannten Widrigkeiten. Einige kommen zum Tragen dieser Verantwortung extra in die Schweiz, je nachdem verlassen sie diese danach wieder. Aber nicht nur Manager, auch Wissenschaftler wie Henry Markram sagen: «Ich fühle eine enorme Verantwortung.» Dieser hoch gehandelte Mann konnte von der Eidgenössischen Technischen Hochschule offenbar dem Massachusetts Institute of Technology «weggeschnappt» werden und leitet nun in Lausanne das Human Brain Project, welches mit einer Milliarde Euro in den nächsten zehn Jahren das menschliche Hirn mit seinen geschätzten 100 Milliarden Nervenzellen in einem Supercomputer simulieren will. WissenschaftlerInnen,



Wer trägt Verantwortung für den Wert des Erdbodens?

Foto: Documenta 13

die sich nicht für nervliche oder technische, sondern kulturelle und gesellschaftliche Zusammenhänge interessieren, also in den sogenannten Geistes- und Sozialwissenschaften tätig sind, träumen von Forschungsgeldern im Promillebereich dieser Geldsumme.

Eine dritte Berufsgattung, die gerne mit der Grösse und dem Gewicht der Verantwortung argumentiert, ist die der politisch Tätigen. Dort ist es in geringerem Mass das Geld, welches für Entschädigung sorgt. Es sind dafür die Bühne und das Rampenlicht, die Genugtuung schaffen. Und eine neuartige Form der Stücke-Inszenierung: Spätestens seit dem Wahlkampf von Mitt Romney gegen Obama wird auch in seriösen Zeitungsartikeln anerkannt, dass man als Politiker oder Politikerin lügen darf. Die in Europa beklatschten Plagiatsaufdeckungen stehen damit in keinerlei Widerspruch. Sie stellen eine Person kurz ins grelle Licht und belassen die strukturellen Systemeigenschaften, die zum Murks führen, im Schatten, wo die nächste Lüge schon spriesst. Als vernünftiger Mensch hat man ja schon immer vermutet, dass nicht alles für die BürgerInnen sichtbar ist, was die Regierenden aushecken. Dazu braucht es keine Berlusconi. Ungewohnt wirkt das teilweise offene Stehen zur Unaufrichtigkeit, welche scheinbar problemlos mit der grossen Verantwortung unter einem Hut lebt.

Die Akteure in diesen grossen Aufführungen herrschen über viel Geld oder bestimmen den gesellschaftlichen Kurs für viele Menschen. Oder tun beides zusammen. Was sie Verantwortung nennen, hat wenig mit Moral oder Ethik zu tun, dafür sehr viel mit Regelkenntnis des Systems, dem sie dienen und es gleich-

zeitig formen. Vergleichbar mit dem, was Autofahrer und Autofahrerinnen tun. Was darüber hinausgeht an vermeintlicher Verantwortung, kann jederzeit auf eine Kette von Absicherungsmechanismen gelenkt werden und ist im Zweifelsfall bis zur Unkenntlichkeit juristisch zerpfückbar. Und wird schliesslich von Versicherungsgesellschaften entschieden. Oder mit Wahlzetteln quittiert.

Dem gegenüber hat es die direkt spürbare Verantwortung einer Bäuerin, eines Alpirten, eines Tierarztes, einer Spitex-Mitarbeiterin, eines Jugendgruppenleiters, einer verwitweten Migrantin mit drei Kindern, die im Reinigungsdienst arbeitet, ziemlich schwer. Diese Menschen bleiben Statisten zwischen den Kulissen, weil der regieführende Massstab Geld & Prestige keine Skala dafür hat, wie wirkliche Verantwortung abzubilden wäre. Verantwortung, die nicht delegierbar ist. Zum Beispiel: Darf ich dieses Tier töten? Kann ich mit reinem Gewissen meinem Kind eine Zukunft schildern? Geht es meinem Acker gut? Braucht mein vereinsamender Nachbar Hilfe?

Womit die schwierige Frage bleibt, wie die persönliche Verantwortung wieder ihren gesellschaftlichen Stellenwert bekommt und die im Wind flatternde Popanz-Verantwortung aus der Mode gebracht werden kann. «Selbst denken» bildet dazu die Voraussetzung. Anstatt sich denken zu lassen. Handeln, statt konsumieren. Die erwähnten Bücher (vgl. S. xx) helfen da in verschiedenster Beziehung auf die Sprünge. Vielleicht tut es auch Ihr Leserbrief – oder wenn Sie nächstens Widerstand leisten gegen das, was so selbstverständlich als unser Wohlstand daher kommt, aber keine Zufriedenheit mehr schafft. ●

Verantwortung, die ethische Entscheidung und Bereitschaft eines Menschen, für sein Wollen und Handeln sowie für dessen Folgen einzustehen; insoweit ist die V. für etwas (oder jemand), sie kann aber zugleich auch V. vor jemand sein, dem gegenüber eine Verpflichtung besteht.
Im polit. Handeln wird der philosoph. Gegensatz zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik (M. Weber) bedeutsam: erstere kann durch Beharren auf der reinen Forderung in Utopie, Radikalismus und Terror ausmünden, letztere im Hinblick auf die Folgen zum Kompromiss bereit machen (Realpolitik).
In der christl. Ethik entsteht die V. aus dem Ergriffenwerden durch Gottes Wort und verlangt die Bindung des Glaubenden daran. Der Mensch wird zum Täter des gehörten Worts; er gibt seinen freien Willen hin, weil er sich für Gottes Willen entschieden hat.

Haben unsere Kühe denn überhaupt noch Hörner?

Simone König. Wenn ich dieser Tage als Touristin auf den Vorarlberger Kuhalpen unterwegs bin, gewinne ich den Eindruck, dass im sauberen «Ländle» Kühe ohne Hörner gezüchtet werden. Stutzig macht mich dann aber ein Werbeplakat im Tal, welches eine Kuh zeigt, die zwischen ihren Hörnern ein Schild mit der Aufschrift «Esst und trinkt mehr Ländle!» trägt. Dazu muss man wissen, dass das kleinste Bundesland von Österreich von seinen BewohnerInnen als «Ländle» bezeichnet wird und diese Bezeichnung gleichzeitig als Marke für regionale Produkte fungiert. So steht diese Werbekuh mit ihren Hörnern stellvertretend für die Vorarlberger Milchproduktion und deren weiterverarbeitete Produkte. Also scheint die behornete Kuh ein Sehnsuchtsbild zu sein, welches werbetechnisch gut verwertbar, in der Praxis jedoch kaum vorhanden ist. Als unwisende Touristin frage ich mich: Wie gibt es das, Kühe mit und ohne Hörner?

Schauplatz Kälberstall

Wenn man sich ein wenig mit der Gattung Rind auskennt, dann weiss man: Urrinder hatten Hörner, so wie auch die meisten Rassen heute noch, nur wenige Rassen sind genetisch hornlos. Die bei uns hoch geschätzte, weil hochgezüchtete Brown-Swiss Rasse ist jedenfalls horntragend. Allerdings kommen den einzelnen Individuen ihre Hörner schon früh abhanden. In beinahe jedem Stall kann folgendes Bild beobachtet werden: In einer Box liegen die jüngstgebore-

nen Kälber mit blau gefärbten Wunden am Kopf. Die Hornanlagen wurden ihnen kürzlich mit einem Brennstab ausgebrannt. Die Enthornung wird bis zu einem Alter von zwei Wochen ohne Betäubung vorgenommen. Bei einer späteren Entfernung der Hornanlagen oder der Hörner muss eine wirksame Betäubung vom Tierarzt eingesetzt werden.¹ In jedem Fall sind die Enthornung und das Ausbrennen der Hornanlagen mit Schmerzen für das Tier verbunden. Als erster Grund für die Enthornung wird immer die Verletzungsgefahr für Mensch und Tier durch Hörner genannt. Dahinter steckt der höhere Platzbedarf, den Tiere mit Hörnern haben. Sie brauchen mehr Kopffreiheit und mehr Platz, um den anderen Tieren auszuwei-



Die Enthornung bleibt sichtbar, und für die Kuh wahrscheinlich auch spürbar. Foto: Simone König

chen. Um die Haltung tiergerechter zu gestalten, wurde die Anbindehaltung von der Laufstallhaltung abgelöst, bei der sich die Tiere frei bewegen können. Allerdings brauchen gerade behornete Kühe im Laufstall mehr Raum, damit es nicht zu Rankämpfen und Verdrängen der schwächeren Tiere kommt. Durch das Entfernen der Hörner wird das Lebewesen «effizient» in die Haltungsbedingungen eingepasst. Und weil es Platz spart, werden die Hörner auch in der Anbindehaltung entfernt. So ist die enthornte Kuh zum Standard geworden, was dazu führt, dass Kühe mit Hörnern auf den Versteigerungen schlechte Preise erzielen oder gar keine Abnehmer finden.

Zum Thema Unfall belegen zahlreiche Studien, dass die Unfallhäufigkeit keineswegs mit der Enthornung abnimmt, die Kämpfe und Verletzungen unter den Rindern nehmen tendenziell sogar zu. Allerdings können Hörner schwerere Verletzungen hervorrufen, dies betrifft vor allem die Menschen. Unachtsamkeit im Umgang mit behorneten Tieren erhöht das Unfallrisiko. Erheblich gemindert wird das Risiko durch eine gute Mensch-Tier-Beziehung. Der ruhige, geduldige und freundliche Umgang mit den Tieren vermindert die Ausweichdistanz und somit auch den Platzbedarf.²

Was ist das Horn für die Kuh?

Das Horn ist ein belebtes Organ mit wichtigen Funktionen für das Sozialleben und den Kuhorganis-

mus. Nach dem Eingriff des Ausbrennens ist das Kalb verstört. Werden einem älteren Tier die Hörner mit einem Sägedraht entfernt, ist es monatelang, manchmal das ganze Leben lang orientierungslos und traurig. In menschliche Begriffen gefasst, kann ihr Schmerz als eine Art Phantomschmerz oder Phantomempfinden beschrieben werden. Sie verhalten sich so, als hätte sie ihre Hörner noch dran oder als spürten sie noch ihre Wunden. Das Absägen der Hörner wird unter Betäubung vorgenommen, denn das durchblutete und von Nerven durchzogene Gewebe reicht fast bis zur Spitze des Horns.

Das belebte Innere der Hörner macht klar: Mit dem Enthornen verliert die Kuh nicht nur am äusseren Erscheinungsbild, sondern auch an inneren Zusammenhängen. Äusserlich sind die Hörner ein Statussymbol für die Kuh, sie verschafft sich damit einen Platz in der Rangordnung der Herde. Im Organismus hängen die Hörner mit den Stoffwechsel- und Verdauungsvorgängen zusammen. Die Kuhhörner werden spürbar wärmer, während die Kuh wiederkaut. Denn beim Wiederkäuen treten die Verdauungsgase durch den Mund aus und werden durch die Nüstern in die Nasennebenhöhlen und die Stirnhöhle aufgenommen. Die durchbluteten Hörner sind die Fortsetzung der Stirnhöhle. So nimmt die Kuh wahr, wie die Verdauung beschaffen ist. Beim Betrachten einer wiederkäuenden Kuh kann man beobachten, dass

¹ Österreichisches Tierschutzgesetz 2005

² Christoph Metz, (2001): Laufstallhaltung von Kühen mit Hörnern, in: Die Kuh und ihre Hörner, Erfahrungen und Untersuchungen, Kempten 2001, Eigenverlag Bio-Ring Allgäu, Arbeitskreis Hörner tragende Kühe. S. 19.

Unterschreiben Sie die Hörnerfranken-Petition, und machen Sie beim Wettbewerb mit.

valengiron.ch

«Mir gefallen Kühe mit Hörnern grundsätzlich besser.» Johann Schneider-Ammann / Bundesrat
Ständeratsprotokoll vom 12.12.2012

Für die Spenden, die diese Plakataktion möglich machten, dankt die IG-Hornkuh herzlich.
Für weitere Spenden: PC 60-535471-5 (Vermerk: Hörnerfranken)
Vielen Dank!

sie ganz in sich versunken ist. Ihre Aufmerksamkeit gilt dem Verdauungstrakt, dadurch ist sie in der Lage, Milch und fruchtbaren Mist zu schenken. Im Detail wurden diese Zusammenhänge von Rudolf Steiner beschrieben.³ Ohne Hörner hat die Kuh nur eine eingeschränkte Wahrnehmung von ihrer Verdauung, so verändert sich die Qualität der Milch und des Mistes. Das ist in der anthroposophischen Wissenschaft seit langem anerkannt und durch bildschaffende Methoden bewiesen. Anthroposophische Tierärzte führen die heutzutage häufigen Milchallergien unter anderem auf die Enthornung zurück. Die Milch enthornter Kühe zeigt grosse Unterschiede in den Kristallbildern im Vergleich zur Milch von behornen Kühen.⁴ Die Vermutungen sind dahingehend, dass diese veränderte Struktur die Ursache für die schlechte Verdaubarkeit der Milch ist und so Allergien und Krankheiten beim Menschen auslöst.

Was ist das Horn für die Menschen?

Abgesehen davon, dass das Material Horn in der gesamten Menschheitsgeschichte ein wichtiger Werkstoff war, aus dem vielerlei Gegenstände gefertigt wurden und werden, hat es eine grosse symbolische und spirituelle Bedeutung, die von vielen instinktiv erkannt wird, wenngleich deren Deutung sehr unterschiedlich ausfallen kann. Olaf Keser-Wagner, Mitgründer vom Erfahrungsfeld Bauernhof in Deutschland, erzählt mir von seinen Beobachtungen mit Kindern und Erwachsenen in Bezug auf Hörner. Häufig werden die Tiere mit Hörnern als männlich identifiziert und die ohne als weiblich. Dahinter steht das Bild des behornen Stiers, der in unserer Zeit als ein Symbol für männliche Kraft und Unbezwingbarkeit erscheint. Dieses Bild taucht in zahlreichen Mythen und Erzählungen auf. Allerdings zeigen frühgeschichtliche und religionswissenschaftliche Befunde, dass

die Symbolik der Hörner weit älter als unsere gängige Geschichtsschreibung ist und in der Urzeit männlich *und* weiblich konnotiert war. Denn gerade die Kuh, als das weibliche Tier, war eng mit der Göttin Mutter Erde und den lebensspendenden Elementen verbunden. Die in Frankreich gefundene Kultfigur «Venus von Lausel» (Alter 25 000 Jahre) trägt ein mit 13 Kerben versehenes Kuhhorn bei sich, ähnlich jenem, welches später bei den Kelten als «Füllhorn» galt.

Steinzeitliche Darstellungen

Marie E. P. König wies darauf hin, dass in Kulthöhlen, in denen naturalistische Tiermalereien zu finden sind, z. B. Lascaux, die Tiere in der Seitenansicht stets perspektivisch und in den Proportionen richtig dargestellt wurden, das Gehörn jedoch stets in Frontalansicht abgebildet ist (aspektivische Darstellung).

Erforschungen der steinzeitlichen Darstellungen von Stieren, Urrin-

den und Bisons in Höhlen in Frankreich ergaben, dass dies lunarsymbolische Gründe hatte. Die Hörner stehen für die Mondsichel des zu- und abnehmenden Mondes, der gleich einer Schwangerschaft wiederkehrt und das Leben hervorbringt. Das Bild der Hörner mit einer eingesetzten Scheibe, die den Vollmond darstellt, lässt sich bis zur Prägung auf keltischen Münzen verfolgen.⁵ Eine vulgärpsychologisch-freudische Deutung des Kuhhorns als Phallus, wie gelegentlich anzutreffen, geht daher daneben. Die Nähe des Gehörns bzw. der Kuh zum Mond weisen auf den Vorgang des Gebärens und den Kreislauf des Lebens hin. Auch die bekannte Archäologin Marija Gimbutas⁶ gab zu bedenken, dass Kühe Hörner tragen. Gehörn, besonders das der Rinder, und männliche Kraft stehen deshalb nicht zwingend beieinander. Ausserdem seien viele als Stiere angesprochene steinzeitliche Tierdarstellungen bei kritischem Hinsehen Kühe.

³ Rudolf Steiner (2005): *Geisteswissenschaftliche Grundlagen zum Gedeihen der Landwirtschaft. Landwirtschaftlicher Kurs 1924 in Koberwitz bei Breslau.* Rudolf Steiner Verlag, Dornach.

⁴ Wilhelm Höfer (2002): *Über die Bedeutung der Kuhhörner*, in: *Die Kuh braucht ihre Hörner!* Heft 2, Bio-Ring Allgäu, S. 10ff. Demeter (2006): 2006: Keine Milchallergie beim Verzehr von Demeter-Milchprodukten? Online unter <http://www.dreigliederung.de/news/05060100.html> (August 2013).

⁵ Richard Fester, Marie E. P. König und andere (1997): *Weib und Macht. Fünf Millionen Jahre Urgeschichte der Frau, Frankfurt am Main 1997, Fischer Verlag, S. 48.*

Die gehörnte Kuh als Lebensspenderin

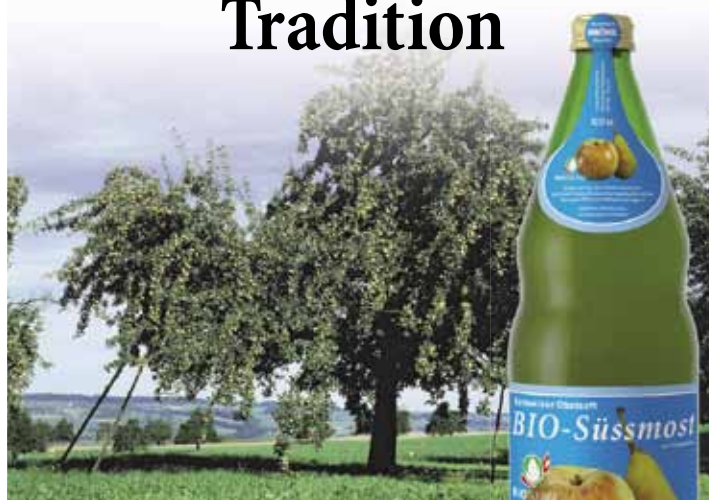
Die Symbolik des Gehörns und der Mondsicheln taucht auch bei der alten ägyptischen Göttin Hathor auf.⁷ Sie ist eine der ältesten ägyptischen Göttinnen, die schon um 2700 v. Chr. als Kuh verehrt wurde und später einige ihrer Symbole und Funktionen an die jüngere Isis abtrat. Zum Teil wurde Hathor als Kuh dargestellt, zum Teil als Frau mit Gehörn. Einer ihrer Namen lautet Himmelskuh, sie gibt die Milch für den Kosmos – die Milchstrasse, symbolisiert in den Sternen. Die Hörner stehen auch hier für den auf- und abnehmenden Mond und die Fruchtbarkeit. In manchen Darstellungen trägt Hathor-Isis die Sonnenscheibe zwischen ihren Hörnern, denn sie hat die Sonne aus ihrem Schoss geboren. Hathor tritt in vielen Regionen auch als Ortsgöttin auf, was für ihre Beliebtheit spricht, und hat daher viele Aufgaben. Sie ist eine der Erscheinungen der Urmutter der Welt und Mutter der Zeit, Göttin der Liebe, des Rausches und des Tanzes, sie ist zuständig für den Kindersegen, fungiert als Geburtshelferin und hilft den Toten bei ihrem Aufstieg in den Himmel. Ihre enge Verbindung zu Isis besteht in den Gemeinsamkeiten als Mutter- und als Totengöttin.

Auch Isis wird immer wieder mit einem Gehörn abgebildet. Die ägyptischen Pharaonen beriefen sich darauf, Söhne der Isis, wie auch des Sonnengottes Re zu sein und ihr Schoss wurde als königlicher Thron angesehen. Das Trinken von Milch, die als Milch der behornen Isis galt, war Bestandteil der Krönungszeremonie im Pharaonenreich.⁸

Die Grosse Göttin und die Vielseitigkeit von Hathor spiegeln sich im Wesen der Kuh und in der Gattung Rind wieder. All ihre Eigenschaften haben sie sich bis heute bewahrt. Die Kuh ist ein Geschöpf der Fülle, sie gibt Milch für die eigene Gattung und die Menschen, sie erneuert die Bodenfruchtbarkeit ohne in Nahrungskonkurrenz zu den Menschen zu treten, weil sie sich von Gras und Heu ernährt. Damit sie ihre Aufgabe gut erfüllen kann und wir ihrem Wesen gerecht werden, braucht sie ihre Hörner.

Indem wir den Kühen die Hörner entfernen, nehmen wir uns und ihnen etwas Wesentliches und machen sie zu angepassten Leistungsträgerinnen einer Maschinengesellschaft. Insofern ist die Frage, ob unsere Kühe noch Hörner haben (dürfen), eine Frage mit weitreichender Konsequenz und beschreibt unsere Beziehung zu Tier und Natur. ●

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.

Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlendruck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.



Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Telefon 071 447 40 74
www.moehl.ch



Die Autorin

Simone König studierte Landschaftsplanung und Landschaftspflege an der Universität für Bodenkultur in Wien, Studien- und Forschungsschwerpunkte: Biologische Landwirtschaft, kleinbäuerliches Wirtschaften und Subsistenzperspektive. Weitere Ausbildungen: Alpsennerin, tiergestützte Therapie und Pädagogik am Bauernhof, philosophische Praktikerin. Derzeit tätig bei der Bodensee Akademie in Dornbirn im Themenfeld zukunftsfähige Landwirtschaft, selbständige Tätigkeit in der Kulturlandschaftsvermittlung, Leiterin eines Ferienprojekts für Kinder auf der Alp. Sie lebt zusammen mit ihrer Pflege-tochter in Weiler/Vorarlberg und liebt die vielfältigen Verbindungen im Dreiländereck D/A/CH. Simone König ist neu im Beirat des Bioforum Schweiz.

⁶ Gabriele Uhlmann (2007): *Open Book Catal Höyük*. Online unter: http://www.gabriele-uhlmann.de/grosse_goettin.htm (August 2013).

⁷ Carola Meier-Seethaler (2004): *Ursprünge und Befreiung. Die sexistischen Wurzeln der Kultur*, opus magnum 2004. S. 30f.

⁸ Doris Wolf (1994): *Was war vor den Pharaonen? Die Entdeckung der Urmütter Ägyptens*. Kreuz Verlag, Zürich.

Tipp: Ein aktueller Beitrag vom ORF zum Thema der Bedeutung von Hörnern und der Praxis der Enthornung kann auf Youtube unter dem Titel *Enthornung von Rindern* - ORF Konkret (23.07.2013) abgerufen werden.

Filmreihe «Von Bauern für Bauern» mit zwei neuen DVDs

Zu diesen Themen erzählen erfahrene Praktiker und Praktikerinnen von ihren Aha-Erlebnissen, Erfahrungen und Erfolgsgeschichten.



Patricia Fry. Forschende und Praktiker arbeiten in unterschiedlichen Arbeitskontexten und verfolgen mit verschiedenen Methoden oft unterschiedliche Ziele (Fry 2001). Dabei sprechen sie nicht die gleiche Sprache und es ist schwierig, persönliche Erfahrungen und Knowhow zu transferieren. Um eine Brücke zwischen Wissenschaft, Verwaltung und Praxis zu bauen, gibt es seit 2001 das Projekt «Von Bauern für Bauern» (www.vonbauernfürbauern.ch). Hier werden Videos mit glaubwürdigen Erfolgsgeschichten und Beispielen aus der Praxis produziert, begleitet von Forschenden und ExpertInnen aus der Verwaltung sowie Praxisleuten aus Verbänden. Die Szenen sind nicht künstlich gestellt, alles sind konkrete Beispiele auf konkreten Standorten. Daraus ist eine informative Serie kurzweiliger Umsetzungsfilme über nachhaltige Handlungen entstanden. Die Protagonisten erzählen, wie sie darauf gekommen sind, welche Schlüsselerlebnisse sie hatten und wie sie heute damit erfolgreich sind. So sagt zum Beispiel Roman Klausner aus Herlisberg LU: «Wo es steil ist, düngen wir wenig. So

entwickeln die Pflanzen tiefere Wurzeln. Das hilft gegen Erosion und es gibt auch weniger Trittweg.» Oder aus dem Rebbau Gérard Raymond aus Saillon VS: «Das Gras war der Feind Nummer eins. Und Schritt für Schritt, durch Erfahrungen im Gelände haben wir gemerkt, dass wir daraus einen Verbündeten machen können.» Die Videoproduktion und die Zusammenarbeit mit den wichtigsten Netzwerken laufen parallel. Am Schluss entsteht ein Produkt, das von den Netzwerken getragen wird, weil sie von Anfang an mitgearbeitet haben. Eingesetzt werden die Filme von Verbänden, kantonalen Fachstellen, landwirtschaftlichen Schulen und Beratungsdienste, an Weiterbildungsveranstaltungen, Alpeleistertagen usw. So kann das Wissen weiter vermittelt werden. Das fördert eine ökologische, ökonomische und sozialverträgliche Landwirtschaft. Die Methode «Von Bauern für Bauern» bewährt sich.

Inhalt der DVD 1 «Von Bauern für Bauern – Erfolgsgeschichten für eine schonende Bodennutzung» (2010)

- Vom Pflug zur pfluglosen Bodenbearbeitung, Kanton SO, 9 min
- Mulchsaat, Kantone SO, BE, AG, BL
- Streifenfrässaat, Kanton SG
- Direktsaat im Jahreszeitenverlauf, Kanton BE
- Direktsaat mit Flurbegehung, Kanton BE

- Semis direct du Jura au Léman, Cantons BE (Jura bernois), FR, VD
- Bodenpflege mit Kompost und Gründüngung, Kantone TG, ZG, SH
- Boden schonender Futterbau vom Tal bis ins Berggebiet, Kantone LU, UR, AR, SZ
- Enherbement et gestion des sols viticoles, Cantons GE, VS, VD, NE
Untertitel: d, f, e
Bestellung: Agridea, CH-8315 Lindau, Tel. +41 52 354 97 00, kontakt@agridea.ch, www.agridea.ch, Bestell-Nr. PFL-290-VI, 25 CHF.
Auftraggeber: BLW Bundesamt für Landwirtschaft, BAFU Bundesamt für Umwelt, sämtliche Kantone der Schweiz, IP-SUISSE, BIO SUISSE

Inhalt der DVD 2 «Von Bauen für Bauern – Bio-Bergackerbau hat Zukunft» (2013)

- Ein Pionierbetrieb mit viel Know-how, Heizenberg GR
- Hoher Ertrag auf grossen Flächen auch im Biolandbau, Münstertal GR
- Biobergackerbau und Landschaftsqualität – eine gute Kombination, Unterengadin GR
- Erfolgreiche Vermarktung eines Nischenprodukts, Albulatal GR
- Die Arbeit von Gran Alpin trägt Früchte, Tiefencastel GR
Keine Untertitel
Bestellung: Plantahof, Kantonsstrasse 17, CH-7302 Landquart, Tel. +41 81 257 60 00, info@plantahof.gr.ch, www.plantahof.ch, 20 CHF.
Auftraggeber: Plantahof, Bio Grischun, Gran Alpin

www.plantahof.ch, 20 CHF.

Auftraggeber: Plantahof, Bio Grischun, Gran Alpin

Inhalt der DVD 3 «Von Älplern für Älpler – Erfolgreiche Weideführung und Weidepflege» (2013)

- Extensive Bewirtschaftung lohnt sich, Schangnau BE
- Selbständiges Team bewirtschaftet grosse Milchkuhalm, Grusch GR
- Innovative Weidepflege mit Milchziegen, Aminona VS
Untertitel: d, f, i, e
Bestellung: Plantahof (siehe oben), 25 CHF.
Finanzierung: AlpFUTUR, Schweizer Berghilfe, Bundesamt für Umwelt, Pro Natura, Korporation Uri, Kantone Bern, Graubünden, Glarus, Luzern und der Soltierra Stiftung.
Alle einzelnen Filme können auch über die Website www.vonbauernfürbauern.ch bei Youtube angeschaut werden. ●

Projektleitung und Mitarbeit:

Geleitet wird das Projekt «Von Bauern für Bauern» von Dr. Patricia Fry, Wissensmanagement Umwelt GmbH (www.patriciafry.ch, www.vonbauernfürbauern.ch). Sie arbeitet mit der Filmerin Renata Grünenfelder, Halbbild Halbtal, Zürich zusammen (www.halbbildhalbtal.ch).

¹ Fry, P. (2001) «Bodenfruchtbarkeit – Bauernsicht und Forscherblick». Kommunikation und Beratung, Bd. 41. Weikersheim: Margraf Verlag

Umfrage bei unseren Leserinnen und Lesern

Basisfragen

Seit wann lesen Sie «Kultur und Politik»?

Von wie viel Personen wird Ihr Exemplar in die Hand genommen?

Alter und Geschlecht (bei mehreren Lesenden bitte für alle angeben):

Würden Sie auch einen höheren Abonnentenpreis bezahlen?

ja – vielleicht – nein

Generelle Fragen (bitte Antwort unterstreichen)

Inhalt	herausragend – gut – gemischt – schlecht
Gestaltung	herausragend – gut – gemischt – schlecht
Gesamteindruck	herausragend – gut – gemischt – schlecht

Fragen zu möglichen Kooperationen (bitte Antwort unterstreichen)

Gegenseitiger Austausch von Artikeln mit anderen Zeitschriften:	gerne – egal – ungerne
Zur Verfügung stellen eines Teils jeder Ausgabe für dem Bioforum zielverwandte Gruppen/Vereine/Organisationen?	gerne – egal – ungerne
Grundsätzliche Bereitschaft, die Herausgeberschaft von «Kultur und Politik» mit anderen Organisationen zu teilen?	
Bis ein Drittel / bis zur Hälfte (zutreffendes unterstreichen) des Einflusses abgeben?	gerne – egal – ungerne
Grundsätzliche Bereitschaft für Änderungen im Titel?	gerne – egal – ungerne
Grundsätzliche Bereitschaft für Änderungen im Untertitel?	gerne – egal – ungerne
«Kultur und Politik» hat derzeit ca. 90% Abonnenten in der Schweiz und 10% in Österreich und Deutschland.	
Würden Sie eine verstärkte Ausweitung bezüglich Autorenschaft in Österreich und Süddeutschland begrüßen oder skeptisch sehen?	

Mehr oder weniger Platz für die folgenden Themen (schreiben Sie ++ + 0 - --)

Bodenfruchtbarkeit: Fruchtfolgen, Düngung, Mischkulturen, Menschen-/Tier-/Maschinenarbeit, verschiedene Präparate

Sozialleben: Gemeinschaftslandw., Vertragslandw., urbane Selbstversorgung, Sozialprojekte/Betreuung, Direktverm., Beziehungen Erzeugung-Verarbeitung-Handel-Konsument

Wirtschaftsumbau: Energiefragen, Direktzahlungen, Preise, Handelswege, Alternativen zum Kapitalismus, zur Globalisierung, regionale Initiativen, Nord-Süd-Fragen, Gemeinwohlökonomie

Agrarkultur: Gedichte und Literatur, Bilder/Kunstobjekte, Projekte, Spiritualität, Religion, Naturbeziehung allgemein, Beziehung zum Tier, Umgang mit verschiedenen Wissens-/Erfahrungsarten, Interkulturelles

Hauswirtschaft, Ernährung und Gesundheit?

Andere von Ihnen gewünschte Hauptthemen?

Fragen zum Text- und Bildumfang

Beiträge von 3 – 4 Seiten?	häufiger – genau richtig – seltener
Beiträge von 1 – 2 Seiten?	häufiger – genau richtig – seltener
Beiträge weniger als eine Seite?	häufiger – genau richtig – seltener
Raum für Bilder (Fotos/Abbildungen)?	mehr – genau richtig – weniger
Farbe?	mehr – egal – schwarz/weiss ist auch gut
Hinweise auf Internetseiten?	mehr – egal – weniger

Letzte Frage: Was hat Ihnen bisher am besten gefallen an «Kultur und Politik»?

Name (fakultativ):

E-Mail-Adresse (fakultativ):

Bitte Antwort per Brief, Fax oder Scan/E-Mail senden an die Redaktion:

Wendy Peter, Wellberg, CH-6130 Willisau oder redaktion@bioforumschweiz.ch

Von «Brot und Blumen» und vom «umgekehrten Strukturwandel»

Willy Tschannen. Die schweizerische Agrarpolitik ist seit der Einführung des Direktzahlungssystems viel besser als ihr Ruf. Die AP 14-17 ist eine Weiterentwicklung davon; kein eigentlicher Wechsel. «Brot und Blumen» sind beide zusammen für die Gesellschaft existenziell. Ohne Brot (Nahrungsmittel) verhungern wir; ohne Blumen (Biodiversität, Umweltschutz) werden wir vergiftet oder verelenden psychisch. Deshalb teile ich die Meinung von Martin Bossard (Bio Suisse), die AP 14-17 sei in diesem Sinn ein Fortschritt.

Die Vorstellungen von Rudi Berli (Uniterre) laufen einzig auf möglichst hohe Produktion durch möglichst viele Produzenten hinaus. Das waren die Ziele der Kriegslandwirtschaft und diese brauchen wir heute ebenso wenig wie Kampfflugzeuge und Panzer. Die beiden letzteren sind ähnlich teuer und wurden auch nie gebraucht. Verständnis habe ich für die Ablehnung des staatlich geförderten Strukturwandels, wobei die Umkehrung auch nicht besser wäre. Eigentlich kann es nicht Sache des Staates sein, ausser vielleicht in Weltgegenden mit Feudalherrschaft, in bäuerliche Strukturen einzugreifen. Einen sachlichen Grund, warum der Staat die Bauernbetriebe mittels SAK-Bemessung in förderungswürdige und nicht erhaltenswerte Betriebe einteilt, gibt es nicht. In der Landwirtschaft bedeutet Betrieb meistens gleichzeitig auch Familie. Unter diesem Gesichtspunkt ist sogar fraglich, ob diese Ungleichbehandlung überhaupt verfassungskonform ist. Die Wurzel des Übels liegt aber nicht

in der AP 14-17, sondern im BGGB und den darauf bauenden Verordnungen. Das BGGB ist ein Behinderungsgesetz, dessen Schwachpunkte bisher kaum angesprochen wurden. Durch die SAK-Regelung werden nicht wenige Betriebe daran gehindert, die Möglichkeiten der AP 14-17 zu nutzen.

Beispiel: Eine Bergbauernfamilie möchte ihr Einkommen verbessern durch Umstellung von Milchvieh auf Jungviehaufzucht und etwas mehr Ökoflächen, um den Aufwand zu mindern und Zeit zu gewinnen einem Nebenverdienst im Tourismus nach zu gehen. Geht nicht! Dadurch wäre der Betrieb kein landwirtschaftliches Gewerbe mehr und spätestens beim nächsten Generationenwechsel in seiner Existenz gefährdet. Stattdessen bauen sie nun mit Investitionskredit einen Zuchtsauenstall. Folge: Das Risiko, die Schulden, die Arbeit und die Güllebelastung nehmen zu, das Einkommen vielleicht. Zudem gibts noch Kollateralschaden: Ich bestelle die Ovomaltine im Bergrestaurant weiterhin auf Hochdeutsch (die Einheimischen sind mit Schweinen beschäftigt) und während ich darauf warte, dass sich deren Temperatur auf trinkbares Niveau absenkt, fällt mir ein, dass ich diesen Unsinn mit direkter Bundessteuer und MWST bezahlt habe. ●

Termin bitte vormerken: **20. Möschberggespräch am 20./21. Januar 2014**
Das Thema wird in der nächsten Nummer bekanntgegeben.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 68. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle:

Daniela Weber
Im Obstgarten 7, 8479 Altikon
Telefon 079 380 31 14
Fax 044 302 89 20
daniela.weber@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Markus Schär, Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:

Christian Gamp-Vogel, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Jakob Weiss

Fotos: siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 079 380 31 14 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:

Sfr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Layout und Druck:

Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 4/13:

15. November 2013

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch

AZB CH-8479 Altikon
PP/Journal

Ich/wir abonniere/n «Kultur und Politik» und werden damit automatisch auch Mitglied des Bioforums Schweiz

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Daniela Weber, Im Obstgarten 7, CH-8479 Altikon

